MASTER
NEGATIVE
NO. 93-81669-18

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

ANER, KARL

TITLE:

GOTTFRIED PLOUQUETS LEBEN UND LEHREN...

PLACE:

HALLE A. S.

DATE:

1909

Master Negative #
93-81669-18

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Existing Bibliographic Record

109
Ab4

Aner, Karl, 1879-
Gottfried Plouoquets leben und lehren, von Karl Aner. Halle a. S., Niemeyer, 1909.
67 p. 23½cm. (Abhandlungen zur philosophie und ihrer geschichte, hrsg. von Benno Erdmann. 33. hft.)

193
Z8
v.6

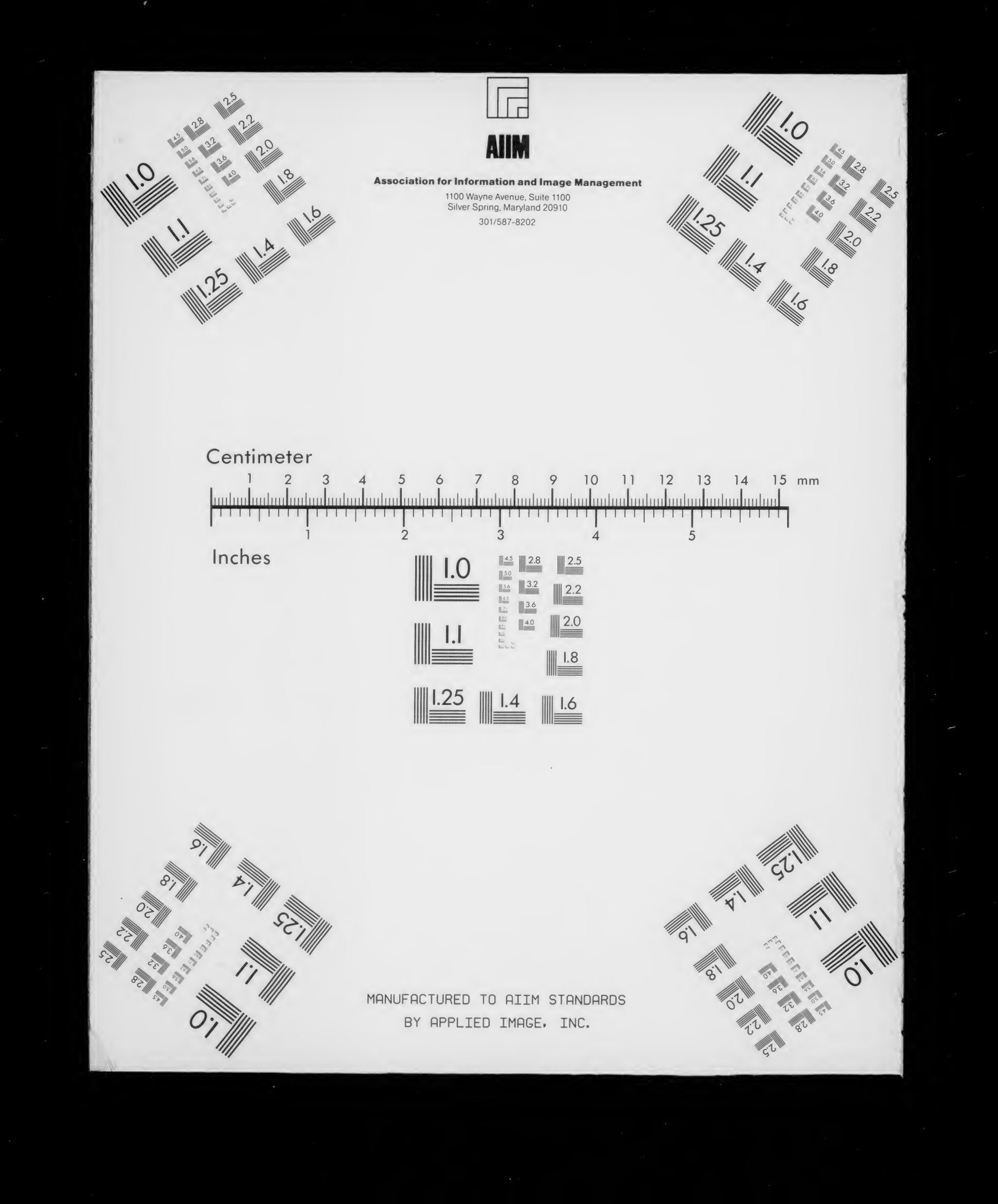
Published also as thesis. Bonn. 1909.

11576

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA IIA IB IIB
DATE FILMED: 8-13-93 INITIALS MCG
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
Inches
1 2 3 4 5
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Plouequet, Gottfried 1760-90
No. 3

GOTTFRIED PLOUCQUETS
LEBEN UND LEHREN

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

GENEHMIGT

VON DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

RHEINISCHEN FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT
ZU BONN.

VON

KARL ANER

OBERLEHRER IN ESSEN

PROMOVIERT AM 29. JULI 1909

HALLE A. S.

DRUCK VON EHRHARDT KARRAS

1909

GOTTFRIED PLOUCQUETS

LEBEN UND LEHREN

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

GENEHMIGT

VON DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

RHEINISCHEN FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT
ZU BONN.

VON

KARL ANER

OBERLEHRER IN ESSEN

PROMOVIERT AM 29. JULI 1909

HALLE A. S.

DRUCK VON EHRHARDT KARRAS

1909

Berichterstatter: Prof. Dr. Erdmann.

Die vorliegende Arbeit erscheint unter dem gleichen Titel in den „Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte“, herausgegeben von Benno Erdmann, Heft XXXIII, Verlag von Max Niemeyer, Halle a. S., 1909.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Einleitung		1
Kapitel I.	Ploucquets Leben	3
Kapitel II.	Ploucquet als Logiker	17
Anhang.	Entstehungsgeschichte des logischen Calculs und Darstellung des Streites um ihn	31
Kapitel III.	Ploucquet als Metaphysiker	40
§ 1.	Die ontologischen Voraussetzungen	40
§ 2.	Der kosmologische Teil der Metaphysik	43
§ 3.	Die Psychologie	52
§ 4.	Die Theologie	60
Schluſs		64

Einleitung.

Einen Denker, den die gelehrte Welt von heute fast allgemein vergessen hat, will die vorliegende Abhandlung würdigen. Gottfried Ploucquet wird in den neueren Lehrbüchern der Geschichte der Philosophie entweder gar nicht erwähnt, oder er fristet nur ein Dasein von wenigen Zeilen.

Zu seiner Zeit aber genofs er das höchste Ansehen.[1]) Sogar ein Dichter hat ihn gefeiert. Zwar ist der Regierungsrat Joh. Ludw. Huber, der seinem Freunde Ploucquet unmittelbar nach dessen Tod (1790) ein poetisches „Denkmal" setzte, keine Gröfse in der deutschen Literaturgeschichte; immerhin zeichnet sich sein Gedicht durch eine feinsinnige Diktion aus. „Das Spiel der Mienen und Geberden" nennt er „die Sophistik des Lebens", und er schliefst mit dem Ruf: „Sokratischer Mann! Ich eile, den Hahn zu opfern."

Mit viel Liebe hat Karl Philipp Conz[2]) das Lebensbild seines Lehrers gezeichnet, der unter die viros cum cura dicendos des Seneka zu rechnen sei. In scharfem Kontrast dazu steht die Karrikatur, die der Nürnberger Obermedizinalrat von Hoven[3]) entwarf. Die Berührung beider Männer war aber eine zu flüchtige,[4]) als dafs seine Mitteilungen ernster genommen werden

[1]) Cf. Schwäb. Magazin von gelehrten Sachen 1775. 1777. 1778. 1780. — Zustand der Wissenschaften in Schwaben 1781. — Jakob Brucker, historia critica philosophiae VI, 1767. — Vorrede des Verlegers der Utrechter Sammlung Ploucqueti commentationes select. 1781 u. v. a.

[2]) Kleine pros. Schriften II. Tüb. 1822. Hier der Aufsatz „Andenken G. Ploucquets" vom Jahre 1790, auf dem Schlichtegroll „Nekrolog auf das Jahr 1790", Gotha 1791, fufst. Hier auch das „Denkmal" Hubers.

[3]) Selbstbiographie 1840.

[4]) Vgl. S. 13 dieser Arbeit.

dürften.[1]) Man hat vielfach den Eindruck, er erzähle nur Schüleranekdoten wieder, wie sie von jedem Lehrer mit ausgeprägter Eigenart im Umlauf sind.

Erst Benno Erdmann[2]) hat den Philosophen wieder entdeckt und besonders seine Bedeutung für die Geschichte der Logik gewürdigt. Nach der psychologischen Seite hin haben ihn Sommer[3]) und Dessoir[4]) behandelt, der ihn „in allgemein philosophischer Rücksicht einen anstreifenden Vorgänger Kants“ nennt. Bornstein beschäftigte sich in seiner Dissertation[5]) besonders mit Ploucquets Erkenntnislehre und Metaphysik. Er ist aber in seinen Angaben, besonders den historisch-philologischen, nicht immer zuverlässig. Er unterläfst es auch, bei der Darstellung von Ploucquets Werden auf den Zustand des württembergischen Geisteslebens jener Zeit, besonders den Stand der Philosophie und Theologie an der Tübinger Universität einzugehn. Er kommt dadurch zu dem schiefen Urteil, Ploucquet sei kein Pietist gewesen, und unterschätzt die theologischen Wurzeln seiner Weltanschauung. Philosophisch rückt er ihn meines Erachtens zu weit von Wolff ab.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit versucht, die Ergebnisse der bisherigen Ploucquet-Literatur und die Resultate eigenen Quellenstudiums zu einem Gesamtbilde des Philosophen auf dem Hintergrund jener Epoche der württembergischen Geistesgeschichte zu vereinen. Dabei habe ich das aus der seltenen älteren Literatur gewonnene Material ausführlicher dargeboten, bei der leichter zugänglichen neueren Literatur aber mich vielfach mit Verweisungen begnügt.

[1]) Leider haben Dessoir (1. Aufl.) und vor allem J. Minor (Schiller I) diese Quelle einseitig bevorzugt. Übrigens hat Minor den Philosophen Ploucquet mehrfach mit seinem Sohn verwechselt. Zu dem von Bornstein (s. Anm. 4) S. 5 bezeichneten Irrtum kommt hinzu, dafs Minor auch Schwäb. Zustand 1781 S. 511 fälschlich auf den Philosophen bezieht.

[2]) B. Erdmann, Logik I. 1. Aufl. 1892. 2. Aufl. 1907.

[3]) Sommer, Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik von Wolf-Baumgarten bis Kant-Schiller. 1892.

[4]) Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psychologie. 1894. 2. Aufl. 1907.

[5]) G. Ploucquets Erkenntnistheorie und Metaphysik. Erlanger Dissertation. 1898.

Kapitel I.

Ploucquets Leben.[1])

Gottfried Ploucquet entstammte einer französischen Emigrantenfamilie, die um ihres Glaubens willen ihr Vaterland hatte verlassen müssen. Lange freilich kann sie bei Gottfrieds Geburt am 25. August 1716 noch nicht in Stuttgart ansässig gewesen sein. Denn als Herzog Friedrich Karl 1685 nach Aufhebung des Ediktes von Nantes Hugenotten im Lande aufnehmen wollte, widersetzten sich Geistlichkeit und Bürger von Württemberg, da man keine Kalvinisten im Lande haben wollte. Erst seit 1698 wurde man weitherziger und öffnete vertriebenen französischen Reformierten, besonders den Waldensern, die Tore. Ploucquets Vater bewirtschaftete in Stuttgart den Gasthof zum Trauben; seine Mutter war eine Deutsche: Elisabeth Eleonore geb. Fischer. Gottfried scheint der Mutter nachgeartet zu sein. Der spätere Mann ist in seinem Wesen so deutsch, ja er trägt die spezifischen Züge des bieder-derben Schwabenstammes an sich, so dafs man nichts von französischem Blute merkt. „Der leichte gallische Sprung“ ist ihm nie geglückt.

Als Schüler des herzoglichen Gymnasiums in Stuttgart glänzte er keineswegs durch gedächtnismäfsiges Vielwissen,

[1]) Zu Kap. I vgl. aufser Conz besonders: Bök, Geschichte der Universität Tübingen 1774. — Weizsäcker, Lehrer und Unterricht an der evang. theol. Fakultät zu Tübingen. 1877. — Klüpfel, Geschichte der Universität Tübingen. 1849. — Ritschl, Geschichte des Pietismus, III. 1886. — Tholuck, Geschichte des Rationalismus, I. 1865.

doch zeigte er schon „Spuren des Selbstdenkers“ (Conz). 1632 bezog der 16jährige Jüngling die Landesuniversität zu Tübingen. Hier wurde er in das herzogliche Stift aufgenommen, das Herzog Ulrich 1536 begründet hatte, um seinem Lande eine hinlängliche Anzahl von tüchtigen Predigern und Lehrern zu sichern. Denn die Stipendiaten, welche freie Wohnung und Kost im Stiftsgebäude, sowie Geldzuschüsse erhielten und sichere Aussicht auf ein geistliches Amt hatten, mufsten sich verpflichten, ohne Einwilligung des Landesherrn in keine fremden Dienste zu treten und im Falle eines gewährten Urlaubs jeder Zurückberufung ins Vaterland Gehorsam zu leisten. Die Aufnahme ins Stift bedeutete für Ploucquet eine Auszeichnung. Denn es wurden aus dem herzoglichen Gymnasium in Stuttgart alljährlich nur einige ins Stift befördert, dessen Nachwuchs sich im übrigen aus den Alumnen der höheren Klosterschulen zu Bebenhausen und Maulbronn rekrutierte. Die neu aufgenommenen „Stiftler“ wurden sogleich nach ihrem Eintritt in den Sprachen, in Geschichte, Logik, Arithmetik und Geometrie geprüft und erhielten die Bezeichnung baccalaurei. Sie besuchten dann 2 Jahre lang die Vorlesungen der Professoren der Philosophie und die wöchentlichen Übungen der Repetenten am Stift, von denen sie alle Vierteljahre examiniert wurden.

Die Philosophie wurde damals in Tübingen stiefmütterlich behandelt. Sie galt nur als Vorbereitungsfach für die Theologie. Man übertrug die philosophischen Vorlesungen gewöhnlich jungen Theologen, welche dieses Amt als Durchgangsstadium zu einer theologischen Professur durchliefen. Es ist daher kein Wunder, dafs die Philosophie in Tübingen zu keiner selbständigen wissenschaftlichen Gestaltung gelangte. Eine Ausnahme bildete in dieser Hinsicht nur der Wolffianer Georg Bernhard Bilfinger, der im Jahre 1721 Extraordinarius der Philosophie wurde. Er folgte jedoch schon 1725 einem Rufe nach Petersburg, da ihm die Theologen seine Stellung in Tübingen verkümmerten. Erst Canz war es während einer längeren Wirksamkeit (1734—1747 philosophischer Professor, 1747—1753 theologischer) möglich, wenn auch unter Schwierigkeiten, die Philosophie Wolffs in Tübingen einzubürgern und damit den Betrieb des philosophischen Studiums von der alten scholastischen Manier zu der wissenschaftlichen Höhe der Zeit zu erheben.

Während der philosophischen Studienjahre Plouequets bekleidete Daniel Maichel das Ordinariat für Logik und Metaphysik. Er war ein weitgereister Mann und hatte im Ausland mannigfache Ehren erworben: die Gesellschaft der Wissenschaften in Lyon hatte ihn auf Grund einer Disputation de origine rerum possibilium zu ihrem Mitglied ernannt, und der Erzbischof William Wake von Canterbury hatte ihn in die societas de propaganda fide aufgenommen. Der Schwerpunkt seiner Interessen lag auf theologischem Gebiet; die meisten seiner Schriften sind theologischen Inhalts. Besonderes Aufsehen erregte die dissertatio de moderatione theologica 1721, worin er Lutheraner und Reformierte zur Verträglichkeit ermahnte. Als Philosoph vertrat er keine bestimmte Richtung; mit Wolff stimmte er nur „in gewissen Sätzen der gesunden Vernunft“ [1]) überein. Dafs die Philosophie nicht sein eigentliches Lebensgebiet war, beweist auch der Umstand, dafs er seine Professur für Logik und Metaphysik später mit der für Moral und Politik vertauschte.

Joh. Eberhard Rösler war Plouequets Lehrer in der praktischen Philosophie. Er scheint zu diesem Amte auch durch seine zugleich Achtung gebietende und Liebe gewinnende Persönlichkeit befähigt gewesen zu sein. Wissenschaftlich — seine Stärke lag auf dem Gebiet des Naturrechts — übte er ebensowenig wie Maichels auf Plouequet eine tiefere Wirkung aus. Er starb übrigens 1733.

Hingegen lassen sich zwischen Israel Gottlieb Canz, dem Ordinarius der Beredsamkeit und Dichtkunst, und dem Studenten Plouequet innigere Beziehungen nachweisen. Canz kam 1734, im letzten philosophischen Studienjahr Plouequets, nach Tübingen und wurde Ephorus des theologischen Stiftes; als solcher hat er sich der besten Köpfe des ihm unterstehenden Instituts besonders angenommen. Ihm verdankte Plouequet die Anregung zum Studium der Schriften Wolffs, zunächst der mathematischen und dann der philosophischen, die ihm nach seinem eignen Zeugnis „die erste Dämmerung und allmähliche Ideenaufklärung

[1]) Moser, Beitrag zu einem Lexikon der jetzt lebenden lutherischen und reformierten Theologen. 1741. II, 468.

in seinem Kopfe“ brachten.[1]) Canz selbst war zum Wolffianer geworden, indem er Wolff widerlegen wollte. Von nun an ging sein Streben darnach, die Theologie mit den Mitteln der Leibniz-Wolffischen Philosophie zu bearbeiten. Er wandte dies Verfahren auf die verschiedensten theologischen Materien an — Unsterblichkeit der Seele, Eschatologie, omnipraesentia carnis Christi — und rechtfertigte es in dem Buch de usu philosophiae Leibnizianae et Wolffianae in theologia 1728 ff., das in Tübingen verboten wurde. Allein seine neue Lehrweise beschränkte sich doch nicht auf den philosophischen Unterbau der Theologie und die Art der Beweisführung, wie man vielfach[2]) fälschlich liest. Die Verbindung mit der Philosophie hat für ihn den alten orthodoxen Inhalt der Theologie verändert. Das beweist schon die Geschichte seines Verhältnisses zur Tübinger theologischen Fakultät. Canz hatte 1728 den ersten Band des erwähnten Buches de usu philosophiae ohne Zensur in Tübingen drucken lassen. Die Fakultät beschwerte sich beim Herzog, dafs er „in unterschiedlichen beträchtlichen Punkten von dem typo theologiae evangelicae recepto abweiche.“ Seine Ernennung zum Professor in der philosophischen Fakultät geschah daraufhin unter der Bedingung, dafs er „von seinen ehemaligen principiis völlig abstrahieren solle.“ Aber immer wieder umging Canz die Zensur, und immer wieder sah sich die Fakultät genötigt, gegen ihn Klage zu führen. Die Irrtümer, die sie ihm vorwarf, betrafen die Trinitätslehre — er mache aus Gott dem Vater eine Wirkung aller Dinge, aus dem Sohn die Allwissenheit, aus dem heiligen Geist die Liebe zum Guten — die Christologie — er erkläre aus Ev. Joh. 8,58 die Präexistenz weg — die Schöpfungslehre — er lehre, dafs Gott die Welt nicht in 6 Tagen, sondern „zugleich“ erschaffen habe und die Schöpfung nur in 6 Tagen offenbar geworden sei. Der Senat zwang ihn dann, eine Vorrede zu seinem Buch mit Widerruf seiner Abweichungen von der heiligen Schrift

[1]) In seiner Begeisterung soll er eines Tages aus dem Stift fortgelaufen sein, um in Marburg den berühmten Wolff selbst zu hören. Sein Biograph Conz erklärt dies für eine leere Anekdote.

[2]) Vgl. Bök a. a. O., S. 170. Ritschl a. a. O., S. 173. Sogar Troeltsch in Prot. Real-Encyklopädie[3], II, 239. Hingegen Weizsäcker a. a. O. und G. Frank in Prot. Real-Encyklopädie[2], XVII, 283.

und dem recepto typo doctrinae Evangelicae herauszugeben. Canz aber verharrte trotz formellen Widerrufs bei seinen Ansichten. Die Wirkung seiner Lehren schildert ein Fakultätsgutachten vom Jahre 1742. Die Studenten seien von der neuen Philosophie ganz betört, der libertinismus sentiendi nehme überhand, die württembergische Kirche werde in wenigen Jahren keine brauchbaren Leute fürs geistliche Amt mehr haben. Dafs Canz trotzdem 1747 in eine erledigte theologische Professur aufrückte, ist wohl das Werk des Geheimrats Bilfinger, des Konsistorialpräsidenten und Mitglieds der Universitätsvisitationsdeputation in Stuttgart. Dieser war vom Herzog 1730 aus Petersburg zurückgerufen und der theologischen Fakultät als vierter Ordinarius aufgenötigt worden, die sich lebhaft gegen den Wolffianischen Irrlehrer gesträubt hatte. Aber schon nach 5 Jahren berief ihn der Herzog nach Stuttgart zu dem genannten Amte. Bilfinger setzte nun bei der Beförderung von Canz ebenso den Willen der Regierung durch, wie es seinerzeit bei ihm selbst geschehen war, obwohl der Tübinger Universitätskanzler Pfaff sogar zur Schmeichelei seine Zuflucht nahm: Canz lasse die mafsvolle Art und Klugheit Sr. Exzellenz vermissen.

Ob Ploucquet auch bei Joh. Mich. Hallwachs hörte, der Canzens Vorgänger als professor eloquentiae et poeseos war und nach Röselers Tod dessen Nachfolger im Fache der Moral wurde, während der ganzen Zeit aber zugleich die Geschichte lehrte, mufs dahingestellt bleiben. Sein Biograph Conz erwähnt ihn nicht unter Ploucquets Lehrern. Das Gleiche gilt von dem Gräcisten Joh. Adolf Osiander und von Joh. Christian Klemm, dem Vertreter der hebräischen Sprache.

Im Jahre 1734 bestand Ploucquet die Magisterprüfung und begann darnach das theologische Studium. Die wöchentlichen Übungen bei den Stiftsrepetenten dauerten fort und erstreckten sich jetzt auf die Dogmatik, die nach einem Lehrbuch stückweise eingeübt wurde. Während des Mittagessens mufsten die Studenten abwechselnd über einen vorgeschriebenen Text predigen; an jeden kam ungefähr alle sechs Wochen die Reihe.

Ploucquets theologische Studentenjahre fielen in die Zeit, da der Pietismus in der württembergischen Kirche und Theo-

logie herrschte. Dieser württembergische Pietismus war anders geartet als der von Halle ausgegangene und im nördlichen Deutschland verbreitete. Es sind im wesentlichen vier Merkmale, die ihn von dem Hallenser unterscheiden. Erstlich trug er eine politische Färbung. Geistliche und Bürger, seit dem Tübinger Vertrag 1514 zum Landtag verbunden, verfochten seitdem durch ihren ständigen Ausschufs ihre Interessen gegen den Herzog und den reichsunmittelbaren Adel. Dies Zusammenhalten in politischen Dingen hatte ein Gemeinschaftsgefühl erzeugt, das nun im Pietismus neue Nahrung erhielt. Denn dieselben Kreise, die politisch verbunden waren, fanden sich auch im Pietismus zusammen, während Herzöge und Adel fernblieben. Zwar hielten sich die Herzöge pietistische Hofprediger, aber sie entzogen sich ihrer tieferen geistlichen Einwirkung. So war im württembergischen Pietismus von vornherein ein politischer Koeffizient wirksam, der selbst in den Gebeten der schwärmerischen Beate Sturm bemerkbar wird. Anders lagen die Dinge in Norddeutschland, wo sich der Pietismus besonders in adligen Kreisen verbreitete. Hier kontrastiert das Verhältnis der pietistischen Theologen zu den Grofsen der Welt mit der politischen Unabhängigkeit, deren sich z. B. der Stuttgarter Prälat Osiander bewufst war. Als Herzog Eberhard Ludwigs Maitresse (Fräulein von Graevenitz) in das Kirchengebet eingeschlossen zu werden begehrte, gab er ihr die Antwort, das geschehe ja schon in der 7. Bitte des Vaterunsers.

Zweitens charakterisiert den württembergischen Pietismus gröfsere Mannigfaltigkeit des religiösen Lebens. Der individualistische Hang des schwäbischen Volkscharakters liefs sich nicht in eine bestimmte Frömmigkeitsschablone pressen. So treffen wir in Württemberg auf verschiedenartigste Typen des Pietismus: die schwärmerische Beate Sturm, wie den nüchternen und besonnenen Juristen Joh. Jak. Moser.

Mit der individualistischen Veranlagung der Schwaben hängt auch das dritte Kennzeichen des württemberger Pietismus zusammen: die gröfsere Freiheit, die er den radikalen antikirchlichen Pietisten, den sogenannten Separatisten, gewährte. Von 1694 bis 1743 werden die Edikte gegen diese Kreise immer milder. Der norddeutsche Pietismus nahm eine wesentlich schroffere Haltung ein; er mufste es um der orthodoxen Theologen willen, die sonst seine Sache mit der antikirchlichen Bewegung identifiziert hätten.

Dies führt uns auf den vierten Unterschied. Während die theologische Orthodoxie in Norddeutschland das Aufkommen des Pietismus mit feindseligen Blicken verfolgte, schlossen beide in Württemberg sehr bald miteinander Frieden. Bekämpfte auch die Tübinger theologische Fakultät des ausgehenden 17. Jahrhunderts in ihren Vorlesungen den Pietismus, so folgte sie doch seit den Visitationsvorschriften von 1696 seinen Anregungen zur Reform des theologischen Studiums und legte gröfseres Gewicht auf die Bibelexegese und die Moral. Joh. Wolfgang Jäger (1693—1698 und 1702—1720) war der erste Tübinger Dozent, der Speners Verdienste um die Kirche auch theoretisch anerkannte. Weizsäcker sagt: „mit Jäger war ein neuer Geist und Ton in die Fakultät eingezogen." Das darf man nicht so verstehen, als sei Jäger der erste Pietist in der Fakulät gewesen. Sein Urteil über Spener enthält auch vorsichtige Einschränkungen, und die Mitglieder der Konventikel will er nur „ertragen". Hingegen haben die Professoren Andreas Adam Hochstetter (1705—1711 und 1714—1717) und Christoph Reuchlin (1699—1704) nachweislich als die ersten Theologen in Tübingen pietistische Versammlungen abgehalten, und der Kanzler Jäger hat ihnen nicht entgegengewirkt.

Nach alledem dürfen wir den württembergischen Pietismus weniger exklusiv nennen als den hallischen. Er lebte in Frieden mit Kirche und Theologie und war toleranter gegen die Separatisten.

Als Plouequet das theologische Studium begann, bestand die Fakultät aus den Ordinarien Pfaff, Weismann, Hagmajer, Bilfinger und dem Honorarprofessor Pregitzer. Bei Bilfinger scheint Plouequet nicht mehr gehört zu haben, da dieser — wie bereits erwähnt — schon 1735 einem Rufe nach Stuttgart folgte. Wenigstens nennt ihn Conz nicht unter Plouequets Lehrern. Auch der Kirchenhistoriker Pregitzer (1720—1747) fehlt in dessen Aufzählung.

Unter den übrigen spielte Christian Hagmajer die geringste Rolle: in den älteren und neueren Darstellungen der Tübinger

Gelehrtengeschichte wird er gar nicht oder nur kurz erwähnt. Er war gut orthodox; 'de theologia naturali homini peccatori ad vitam aeternam insufficiente' lautet der Titel einer seiner Disputationen. Über seine Beziehung zum Pietismus läfst sich nichts Sicheres sagen, wenn man nicht aus dem Umstand, dafs er Reuchlins und Hochstetters Schüler war, einen Schlufs ziehen und die Gedanken seiner Rede de spiritu sancto ad studium philosophicum necessario als pietistischen Einschlag deuten will. Jedenfalls hat er keine feindselige Haltung gegen den Pietismus eingenommen. Er war — scheint es — überhaupt eine friedliche, passive Natur. Die Fakultätspolitik machten Pfaff und Weismann; Hagmajer war es zufrieden.

Diese beiden waren Pietisten. Bei Weismann unterliegt das keinem Zweifel. Er wird in den einschlägigen Werken allgemein als Pietist bezeichnet. Hingegen ist Christoph Matthäus Pfaff von Tholuck unter die Übergangserscheinungen vom Pietismus zur Aufklärung gerechnet worden, während Ritschl und Harnack[1]) an der Einreihung unter die Pietisten festhielten. Soviel ist an Tholucks These richtig, dafs Pfaffs Persönlichkeit kein pietistisches Gepräge zeigt. Er war mafslos ehrgeizig und habsüchtig, ein Weltmann und ein Diplomat. Der Pflicht des Predigens, die mit einer ordentlichen Theologieprofessur verbunden war, wufste er sich während seiner langen akademischen Laufbahn (1717—1756) stets zu entziehen. Aber zum Aufklärungstheologen darf man ihn nicht stempeln. Wenn er sich um eine Union zwischen Lutheranern und Reformierten mühte, so darf nicht vergessen werden, dafs er damit Spenerschen Anregungen folgte und die erhoffte unio weder als absorptiva (Aufgehen einer Kirche in der andern) noch als temperativa (Einigung auf gemeinsames Bekenntnis), sondern als conservativa (gegenseitige brüderliche Anerkennung unter Vorbehalt des besonderen Bekenntnisstandpunktes) gedacht war. Diese Bestrebung war also gut pietistisch. Ebenso war es seine Klage in der Rede beim Antritt des Kanzleramtes, dafs die Theologiestudierenden die heilige Schrift vernachlässigten und ohne heilige Salbung in ihren Beruf gingen.

[1]) A. Harnack, Die Pfaffschen Irenaeus-Fragmente als Fälschungen Pfaffs erwiesen. TU. NF. V. 1900.

Der Aufklärung gegenüber hat er sich stets als Gegner erwiesen. Als der Herzog 1725 ein Gutachten über die Wolffische Philosophie von der theologischen Fakultät forderte, fiel dieses ablehnend aus; Pfaff und Weismann waren die Verfasser. Ebenso äufserte sich Pfaff bei der herzoglichen Ernennung Bilfingers zum Theologieprofessor feindlich gegen dessen Wolffische Richtung. Die orthodoxe Agitation gegen Canz, deren Seele wiederum Pfaff war, ist bereits (S. 6) erwähnt worden. Ja selbst der bekannte Joh. Albr. Bengel galt ihm als zu freisinnig für eine griechische Professur (1736). Nach alledem scheint es doch unmöglich, Pfaff auch nur unter die Übergangserscheinungen zur Aufklärung zu rechnen. Er war — wie Harnack sagt — „theoretisch ein Anhänger des Pietismus im Sinne der Erweichung und Belebung seiner versteiften Konfession", und wir dürfen hinzufügen: ein Vertreter jener Synthese von Pietismus und Orthodoxie, wie sie für die Tübinger Theologie jener Tage charakteristisch war.

Mit vieler Mühe war es Pfaff endlich auch gelungen, Joh. Christian Klemm, seinen Schwager und Geistesgenossen, in eine theologische Professur zu befördern. Er wurde Bilfingers Nachfolger und wird unter Ploucquets Lehrern genannt.

1738 legte Ploucquet vor dem herzoglichen Konsistorium in Stuttgart das vorgeschriebene theologische Hauptexamen ab und fand dann als Vikar im württembergischen Kirchendienst Verwendung. Er wurde nach Sachsenheim, Laichingen, Derdingen, Pfeffingen und Frauenzimmern geschickt und trat eine Zeitlang als Hauslehrer in die Dienste des Barons von Hiller in Gertringen. Diese Jahre ländlicher Wirksamkeit brachten ihm nützliche Kenntnisse in Physik und Landwirtschaft und gaben ihm zugleich Mufse zu wissenschaftlicher Arbeit. Er schrieb eine theologische Dissertation gegen Varignonis Versuch, die Möglichkeit der Transsubstantiation geometrisch zu beweisen, und verteidigte sie 1740 unter Pfaffs Vorsitz.[1]) 1743 erhielt er das Pfarramt zu Röthenberg und verheiratete

[1]) Irrtümlich setzt Bornstein S. 4 hinzu: „Zur Erlangung der Magisterwürde." Magister war Ploucquet bereits 1734 geworden. Hier kann es sich nur um den Grad eines Lizentiaten der Theologie gehandelt haben. Vgl. Bök, S. 326.

sich mit Christine Magdalene Ebel, Tochter des Pfarrers von Frauenzimmern, bei dem Ploucquet zuletzt vikariert hatte. Der Ehe entsprossen sieben Kinder, von denen drei beim Tode des Vaters noch lebten: Gottfried Wilhelm, Professor der Medizin in Tübingen, Christian Matthias, Privatgelehrter in Lausanne, und Johanna Maria, Witwe des Leutnants Vetter. Gleich im ersten Jahre seines Pfarramts beging Ploucquet eine Extravaganz, die ihm diese Stelle kosten sollte. Es war zur Erntezeit; nach lang anhaltendem Regenwetter war der erste zum Einfahren geeignete Tag ein Sonntag. Da schickte Ploucquet seine Bauern auf ihre Bitte ins Feld und hielt ihnen die Sonntagspredigt am kommenden Mittwoch. Die Sache wurde — scheint es — nach geraumer Zeit in Stuttgart angezeigt, und die Folge war, dafs Ploucquet 1746 nach Freudenstadt als Diakonus versetzt wurde.[1])

Hier beteiligte er sich auf die Ermunterung seines Freundes Kies hin, der damals am Observatorium in Berlin angestellt war und später die Professur für Mathematik in Tübingen bekleidete, an der Lösung einer von der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin ausgeschriebenen Konkurrenzaufgabe und verfafste die ‚Primaria monadologiae capita accessionibus quibusdam confirmata et ab obiectionibus fortioribus vindicata', welche den Preis erhielten (1747). Nachdem er

[1]) Ich halte also an der von Hoven berichteten „Sonntagsverlegung" fest mit der Modifikation, dafs es sich um eine einmalige Verlegung handelt, nicht um eine ständige Mafsregel, die sich Ploucquet aufser anderen Ungebührlichkeiten erlaubt habe. Bornstein ist mit Hovens Bericht schnell fertig. Zur Annahme der „Strafversetzung" zwingt aber ein Einblick in Binder, Württembergs Kirchen- und Lehrämter 1798. Nach den dort aufgestellten Listen war Röthenberg eine grofse Gemeinde und das Pfarramt eine sogenannte bessere Stelle; Ploucquets Vorgänger und Nachfolger im Amt wirkten daselbst viele Jahre lang, die meisten bis zu ihrem Tode. Das Diakonat in Freudenstadt hingegen war nur ein Durchgangsposten, auf dem die Inhaber durchschnittlich nur vier Jahre verblieben. Das Einkommen, das diese Stelle gewährte, war wohl auch bedeutend geringer als das der Röthenberger Pfarrei, wenn man von dem heutigen Verhältnis einen Rückschlufs auf das damalige machen darf. Sind wir aber somit zur Annahme einer Strafversetzung genötigt, so bietet sich die Sonntagsverlegung als Grund derselben dar. Die oben ausgesprochene modifizierende Auffassung des Deliktes finde ich in Klüpfels Geschichte der Universität Tübingen bestätigt.

noch drei weitere Abhandlungen[1]) geschrieben, wurde er am 4. September 1749 zugleich mit Bilfinger unter die auswärtigen Mitglieder der Berliner Akademie aufgenommen. Die Folge war, dafs ihn der Herzog Karl Eugen 1750 an die Universität Tübingen berief. Er erhielt aber nicht die durch Bibersteins Tod erledigte Professur für die griechische Sprache, sondern die seinen Interessen mehr entsprechende für Logik und Metaphysik, deren bisheriger Inhaber Osiander Bibersteins Nachfolger wurde. Er hielt am 24. August 1750 eine Inauguraldisputation ‚de materialismo' und trat am 7. September sein Lehramt mit einer Rede über die Philosophie Christi an.

Seine öffentlichen und Privatvorlesungen behandelten vorzüglich die Logik und Metaphysik, zwischen denen er semesterweise wechselte. Dazu kamen Kollegia über die neuesten philosophischen Streitigkeiten, Nationalökonomie, Kameral- und Finanzwissenschaften, sowie Disputierkollegia.

Sein Unterricht war „einfach und hell wie die Wahrheit, nicht ohne Witz, der das Gleichnis trifft, nicht unbekannt mit dem Wörterspiel des Sophisten, aber sein erklärter Feind." (Huber.) Weitschweifigkeit war ihm verhafst; es wird von ihm der Ausspruch berichtet, er getraue sich den Inhalt vieler gelehrter dicker Oktav- und Quartbände auf je ein Quartblättchen zu bringen. Aus seiner Verachtung alles überflüssigen Redeschmucks erklärt sich auch seine Abneigung gegen die Popularphilosophen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die sogenannten „Philosophen für die Welt".

Ploucquets akademische Tätigkeit wurde 1778 auf ein Jahr unterbrochen. Er wurde vom Herzog an die Stuttgarter Militärakademie berufen, um daselbst den philosophischen Unterricht Jakob Friedrich Abels zu revidieren und zu reformieren und zugleich den Herzog selbst „in philosophicis mehreres zu bestärken."[2]) Neben dem schon erwähnten von Hoven war damals auch Schiller Schüler der Karlsschule.

[1]) Zu den beiden von Bornstein S. 5, Anm. 4 genannten ist nach Conz hinzuzufügen: de libero hominis arbitrio ex idea spiritus deducto, 1749 in Berlin; 2. Aufl. Tübingen 1752.

[2]) Näheres über dies Stuttgarter Jahr und Ploucquets Verhältnis zu Abels materialistische Lehren bei Minor I, 197 ff. Bornstein 6 f., 70 ff.

Im Jahre 1763 war Ploucquet Rektor der Tübinger Universität. Am 9. Februar 1782 endete seine wissenschaftliche Laufbahn. Ein Schlaganfall lähmte seinen Körper und beeinträchtigte seine Geisteskräfte; er mufste seine Vorlesungen einstellen und konnte nichts mehr veröffentlichen. Aber er diktierte noch alljährlich die philosophischen Thesen fürs Magisterium und las noch viel, besonders im Neuen Testament. „Mit Gleichmut bis zum Lächeln trugest du dein Unglück acht lange Jahre“ (Huber). 1781 brannte sein Haus nieder; alle seine Bücher und Manuskripte gingen in Flammen auf. Am 13. September 1790 ist er gestorben. „Unter dem freien Himmel, den du geliebt hast, im Angesicht der freundlich glänzenden Abendsonne, des schönen Bildes eines sterbenden Weisen, ereilte dich der freundliche, schmerzenlose aber geflügelte Tod, den die Torheit fürchtet, dem der Weise ruft“ (Huber).

Im Charakterbild Ploucquets ist der hervorstechendste Zug seine Aufrichtigkeit, die sich nicht selten als Grobheit äufserte. Von Hoven kennt eine ganze Litanei von „Gemeinheiten“ und „Ungezogenheiten“, besonders an der herzoglichen Tafel. Wir wissen nicht, wieviel davon Schülersage ist; schwerlich hat der Student Hoven jemals an der herzoglichen Tafel selbst mitgesessen. Aber auch Conz weifs, dafs Ploucquet wenig auf gesellschaftliche Formen hielt. „Wem seine äufsere Seite etwa nicht glatt genug scheinen mochte, der erinnere sich, dafs er auch von jener modischen Kunst der Geschliffenheit nichts verstand und verstehen wollte, anders zu reden und anders zu denken.“

Ploucquet war ferner ein frommer Mann. Von seiner theologischen Weltanschauung und ihrem Einflufs auf sein philosophisches System wird später noch die Rede sein. Hier nur ein Wort über seine praktische Religiosität. Wir dürfen Ploucquet zu den Pietisten rechnen. Nach den obigen Ausführungen über den württemberger Pietismus kann diese Bemerkung nicht mifsverständlich sein. Von den Zügen, die den Hallischen Pietismus charakterisieren (Bufskampf, Gnadendurchbruch), findet sich bei Ploucquet keine Spur. Er las aber bis ins späte Alter täglich im griechischen Neuen Testament und betete jeden Morgen das griechische Vaterunser mit abgenommener Mütze. Nehmen wir hinzu, wie auffällig häufig

besonders in seinen logischen Schriften sich biblische Beispiele finden, und die später zu erörternde theologische Färbung seiner Metaphysik, so erhellt daraus, in welcher Welt sich Ploucquets tiefinnerstes Empfinden bewegte, und sein Pietismus wird als bewiesen gelten dürfen.

Minor erhebt den schweren Vorwurf, Ploucquet habe es später als berühmter Philosoph nach der Weise vornehm gewordener Gelehrten für überflüssig gehalten, sich um neuere Forschungen zu kümmern. Dies Urteil geht auf das 129. Stück der „Göttinger Anzeigen von gelehrten Sachen“ vom Jahre 1781 zurück, wo es heifst: Ploucquet sei „in den historischen und dogmatischen Teilen der Philosophie mit der Literatur nicht fortgeschritten“. Darauf hat seinerzeit der angegriffene Gelehrte auf einem halben Bogen geantwortet und der Zustand der Wissenschaften in Schwaben, S. 719 ff., ihn verteidigt. Ploucquet entschuldigte sich damit, dafs in der Metaphysik in der letzten Zeit nichts Neues von Bedeutung entdeckt worden sei; doch merkt der Zustand an, dafs dies für die Psychologie nicht gelte: hier sei man tiefer gedrungen; als Beleg wird Kästners Beweis für die Unsterblichkeit der Seele angeführt. In bezug auf die philosophiegeschichtliche Literatur gibt aber Ploucquet selbst zu, dafs er nicht auf dem Laufenden geblieben sei; doch achte er es so hoch nicht. Demnach war der erhobene Vorwurf doch berechtigt; doch kann er nur für das letzte Jahrzehnt der wissenschaftlichen Laufbahn (1770—1781) Ploucquets gelten. Denn noch aus dem Jahre 1763 haben wir seine Abhandlung über Kants einzig möglichen Beweisgrund vom Dasein Gottes, und in die Jahre 1765—1769 fallen die Schriften gegen Robinet. Übrigens war Ploucquet, wie die stattliche Reihe seiner Dissertationen beweist, in der griechischen Philosophie wohl zu Hause, und ebenso wohl vertraut war er mit den Schriften eines Descartes, Spinoza, Malebranche, Locke und Leibniz u. a., wie die reichlichen Zitate besonders in seinen Abhandlungen zeigen. Nur um die neueste philosophische Literatur scheint er sich zuletzt wenig gekümmert zu haben.[1])

[1]) Irrig ist die Bemerkung Minors, Ploucquet habe sich später begnügt, in knappen Dissertationen einzelne Lehrsätze der Metaphysik zu behaupten oder zu widerlegen. Er ignoriert dabei die Fortarbeit

Eine Zusammenstellung der Schriften Ploucquets findet sich bei Bornstein S. 10 ff. Ich verzichte daher auf eine Aufzählung und begnüge mich mit folgenden Berichtigungen.

1. Auch die Elementa philosophiae contemplativae 1778, die Bornsteins Aufzählung hinter die als editio ultima der Institutiones bezeichneten Expositiones vom Jahre 1782 stellt und demnach wohl als selbständiges Werk betrachtet, sind nur eine spätere Auflage des Kompendiums. Schwieriger ist es, die Fundamenta philosophiae speculativae 1759 als die erste Auflage des Kompendiums zu erkennen, da sie von den folgenden Auflagen — Institutiones 1772, Elementa 1778, Expositiones 1782 — in der Anordnung und auch im Text mehr abweichen, als jene drei von einander. Man bedenke aber den zeitlichen Abstand zwischen 1759 und 1772, 1778, 1782.

2. Was Bornstein über die literarischen Vorzüge der Principia de substantiis et phaenomenis 1753 anführt, macht den Eindruck einer gesuchten Beobachtung. Sein Satz: „Je mehr sich Ploucquet inhaltlich von Wolff entfernte, destomehr hielt er an den überkommenen Äufserlichkeiten fest“ — enthält eine blendende, aber sachlich nicht zu rechtfertigende Konstruktion. Im Gegenteil, während Wolff immer weitschweifiger wurde, befleifsigte sich Ploucquet in seinen systematischen Werken einer immer gedrungeneren Kürze.

3. In August Friedrich Böks „Sammlung der Schriften, welche den logischen Calcul des Herrn Professor Ploucquet betreffen“ 1766 findet sich nicht nur der bei Bornstein S. 11 sub III angeführte Aufsatz gegen Lambert, sondern auch die sub I und II genannten Schriften: methodus tam demonstrandi etc. und methodus calculandi. Überdies fehlt in der Aufzählung der logischen Schriften Ploucquets die „Antwort auf die von Herrn Professor Lambert . . . gemachten Erinnerungen und diesseitiger Beschlufs der logikalischen Rechnungsstreitigkeiten“ 1766.

Die Wirkungen, die von Ploucquet ausgingen, kommen füglich erst zur Sprache, nachdem wir sein System dargestellt haben.

Ploucquets an seinem systematischen Hauptwerk, das von 1759 bis 1782 in mehreren immer veränderten Auflagen erschien.

Kapitel II.

Ploucquet als Logiker.

Ploucquet hat seine Logik — abgesehen von den Einzelschriften, die den logischen Calcul betreffen (cf. S. 16) — im ersten Teil des erwähnten Kompendiums niedergelegt. Sein erstes systematisches Hauptwerk — die Principia de substantiis et phaenomenis 1753 — enthält noch keine Logik; hingegen wird sie in den vier Auflagen des Kompendiums in nahezu völlig gleicher Weise abgehandelt. Nur zwischen den Fundamenta 1759 und den Institutiones 1772 findet sich ein gröfserer Unterschied in der Darstellung der Lehre vom Schlufs, der durch Ploucquets Fortschritte im logischen Calcul bedingt ist. Die sonstigen Differenzen der einzelnen Auflagen beruhen auf dem Streben des Verfassers nach immer schärferer Präzision.

Ploucquet teilte seine Logik in zwei Teile: die fundamenta oder principia ratiociniorum und die fundamenta oder principia methodi. Der Titel des ersten Teils deckt nicht dessen gesamten Inhalt, da in ihm nicht nur vom Schlufs, sondern auch ausführlich vom Urteil die Rede ist; ja der Titel bezeichnet nicht einmal den Hauptgegenstand der logischen Elementarlehre Ploucquets.

Denn es kann kein Zweifel sein, wo der Mittelpunkt der Logik Ploucquets zu suchen ist. Schon von den Zeitgenossen wurde seine Urteilslehre als ihr Zentrum empfunden; um sie drehte sich hauptsächlich der im Anhang (S. 31 ff.) zu schildernde Calculstreit.

Folgendermafsen definiert Ploucquet den Begriff des Urteils: Judicium est intellectio factae comparationis duarum notionum. (Expos. S. 1). Ein solcher Vergleich — lehrt er weiter —

stellt entweder die Identität oder die Nichtidentität der durch Subjekt und Prädikat ausgedrückten Begriffe fest. Tertium non potest concipi. Selbst dann liegt Identität von Subjekt und Prädikat vor, wenn das Prädikat nur eine Seite des Subjektes bezeichnet; denn das Subjekt ist hier nur nach dieser einen Seite hin ins Auge gefafst. ‚Si enim praedicatum exhibet subiecti notionem partialem, ipsa haec notio partialis modo determinato inest subiecto et sic intelligitur subiectum qua tali determinatum.' (Methodus calculandi 1763, § 21.) Ein Satz, der die Identität ausspricht, heifst ein affirmativer; ein solcher, der die Nichtidentität ausspricht, ein negativer.

Die Identitätstheorie des Umfangs, wie B. Erdmann diese Urteilslehre bezeichnet, ist nicht zum erstenmale von Ploucquet ausgesprochen worden. Sie findet sich — um von früheren Ansätzen und Spuren zu schweigen — am deutlichsten in der logique de Port Royal. Bei G. G. Titius[1]) kehrt sie wieder, und in dessen Formulierung wird sie von Rüdiger[2]) lebhaft erörtert. Gleichwohl wurde sie bei Ploucquet von den Zeitgenossen als original empfunden. Zwar wollten sie zwei Gegner aus Gedanken von Segners und d'Alemberts herleiten; aber Klemm und Holland konnten diese Versuche mit Leichtigkeit als irrig zurückweisen (cf. S. 35 f.). Klemm rechnet die Identitätstheorie Ploucquets ausdrücklich zu den ‚novi canones, quos nulla adhuc logica continuit'. Und Ploucquet selbst stimmt dem bei; z. B. nennt er sie unter den „canones, welche in meinem logikalischen Calcul zuerst bemerkt". (Vgl. Bök, S. 174.) Dabei kann nachgewiesen werden, dafs diese Behauptung nicht auf Unkenntnis der Literatur ruhte. In den „Anmerkungen über Leibnizens difficultates logicae" (Bök, S. 260) stellt Ploucquet genau fest, wie weit Leibniz vorgeschritten sei. Leibniz habe den allgemein bejahenden Satz „Alles A ist B" ausgelegt: „Alles A B ist A" oder „A B ist ebensoviel als A". „Wenn Leibniz die Sache genauer eingesehen hätte, so würde er auf die Identität des Subjektes und Prädikates in den bejahenden Sätzen gefallen sein." Denn ebenso wie im Satz „A ist B" für A ein A B substituiert

[1]) G. G. Titius, Ars cogitandi, 1701, cap. VII, § 3 ff.
[2]) A. Ridigeri, De sensu veri et falsi, 1722, S. 231 f.

werden dürfe, sei auch die Substitution A B für B gültig. Denn B könne kein anderes als das von A bestimmte B sein. Wenn es von C bestimmt und C von A verschieden wäre, so wäre B zugleich von A (der Satz heifst ja: A ist B) und von Nicht-A bestimmt. Durch die zweimalige Substitution ergibt sich aber: A B ist A B. Ferner schreibt Ploucquet auf S. 179 bei Bök: „dafs das Prädikat in einem verneinten Satz universal sei, hat schon der autor artis cogitandi (das ist G. G. Titius, dessen ars cogitandi 1701 erschienen war) angemerkt; den Gebrauch davon aber in der Umkehrung der Sätze habe (ich) in den ermeldeten Fundamentis phil. spec. zuerst eingeführt". Wenn wir uns aus diesen beiden Stellen einen Schlufs erlauben dürfen, so war sich Ploucquet demnach des Verhältnisses wohl bewufst, in dem er zu seinen Vorgängern stand. Mochten sie auch gelegentlich Ähnliches oder dasselbe lehren: er war es doch, der die Identitätstheorie zum Fundament der Logik machte. „In umfassender Ausführung" — sagt B. Erdmann — finde sich jene Urteilslehre bei Ploucquet. Zeigen wir nun, wie sich in der Tat aus der Lehre, dafs ein bejahender Satz die Identität von Subjekt und Prädikat ausdrücke, alles weitere seiner Logik Eigentümliche ergibt.

Ein jeder bejahende Satz — sagt Ploucquet — ist identisch, weil das Prädikat nicht verschieden sein kann von seinem Subjekt, weil das Subjekt nicht das Nicht-Subjekt sein kann. Die Identität ist eine Identität des Umfangs, d. h. das Prädikat hat „keine gröfsere Weite" als das Subjekt. So hat der Satz: „Alle Löwen sind Tiere" den Sinn: Soviel es Löwen gibt, so viel dergleichen Tiere gibt es. Das Prädikat „Tiere" umfafst also hier nicht Löwen, Tiger, Pferde, Hunde usw., sondern nur die Löwen; es bezeichnet einige, nicht alle Tiere. So folgt aus der Identität des Umfangs die Partikularität des Prädikats im bejahenden Satz.[1])

Um nun aber keine Ausnahmen für die Sätze statuieren zu müssen, in denen das Prädikat „in Ansehung der Materie" den ganzen Umfang des im Prädikat genannten Begriffs um-

[1]) Hingegen hat das Prädikat des negativen Satzes universale Quantität, wenn hier der ganze Prädikatsbegriff vom Subjekt verneint wird. (Expos. § 31. 32.) Vgl. S. 21.

schliefst, fafst Ploucquet die Partikularität überhaupt als comprehensive auf. Die Partikularität stelle nämlich entweder die „einigen“ Vertreter anderen Vertretern desselben Begriffs gegenüber, so dafs sich die Aussage ausschliefslich auf die einigen beziehe (particularitas exclusiva), oder sie fasse einfach „einige“ Vertreter des genannten Begriffs zusammen (particularitas comprehensiva) und lasse es unentschieden, ob die „einigen“ Vertreter alle seien oder ob ihnen andere gegenüberstehen. Diese particularitas comprehensiva schliefst also Universalität nicht aus. Ploucquet kann nunmehr bei den bezeichneten Sätzen „in Ansehung der logischen Form“ getrost von Partikularität des Prädikates reden. Mögen immerhin alle Geometer Menschen sein, logisch betrachtet hat der Satz „quidam homines sunt geometrae“ nur diesen Sinn: quidam homines sunt quidam geometrae. Denkt man sich z. B. unter quidam homines Cartesius und Newton, so will der Satz sagen: Cartesius und Newton sind zwei Geometer. So gelangt Ploucquet zu der Regel, dafs Partikularität in der Logik immer komprehensiven Sinn habe und nicht — wie vom gewöhnlichen Sprachgebrauch geschieht — in exklusivem Sinn zu nehmen sei.

Die irrige Meinung, dafs „ein Partikularsatz eine Verneinung der Allgemeinheit sei“ hat nach Ploucquets Ansicht besonders in der Lehre von der Opposition, der Konversion und den Syllogismen Fehler verursacht. Im Kapitel ‚de oppositione‘ handelt es sich um den Modus IO. Beides — I wie O — kann wahr (oder falsch) sein, wenn man die Partikularität exklusiv nimmt; das eine aber hebt das andere auf bei komprehensiver Fassung der Partikularität. Stellen wir z. B. der partikularen Bejahung „Einige Pflanzen sind giftig“ die partikulare Verneinung gegenüber und fassen die Partikularität im Sinne von „nur einige“, so können beide Sätze zugleich bestehen; ja es erfordert der Satz: „Nur einige Pflanzen sind giftig“ geradezu den Satz: „Einige Pflanzen sind nicht giftig.“ Im komprehensiven Sinn genommen, heben jedoch die beiden Sätze einander auf; denn dieselben „einigen Pflanzen“ — und an andre darf ja bei der komprehensiven Partikularität nicht gedacht werden — können nicht zugleich giftig und nicht giftig sein. Wenn es also falsch ist, dafs einige Pflanzen giftig sind, so mufs es

wahr sein, dafs dieselben einigen Pflanzen nicht giftig sind. Der Oppositionsschlufs IO ist also möglich bei komprehensiver Fassung der Partikularität.

In der Lehre von der Konversion hielt Ploucquet die partikular verneinenden Sätze für ebensowohl konvertibel wie die allgemein verneinenden, wofern man nur dem Prädikat seine allgemeine Gröfse lasse. Er verwarf deshalb die hergebrachte Einteilung der conversio in reine (simplex) und unreine (accidens), da sie auf einem „mangelhaften und falschen Begriff von der Natur der Sätze“ beruhe. Gemeint ist natürlich der Mangel der Einsicht, dafs alle bejahenden Sätze identisch und ihre Prädikate partikular seien. Dieser Mangel hatte zur Folge, dafs man z. B. in der Umkehrung des Satzes ‚omnis homo est sentiens‘ zu ‚quoddam sentiens est omnis homo‘ einen Wechsel der Quantität des Prädikates erblickte und deswegen von unreiner Konversion redete, während nach Ploucquet schon das ‚sentiens‘ des ersten Satzes als ‚quoddam sentiens‘ zu fassen ist, mithin kein Wechsel der Quantität vorliegt.

In der Lehre vom Syllogismus erkannte Ploucquet auf Grund seiner Urteilslehre einige bisher verworfene modi als Prämissen eines richtigen Schlusses an. So den modus AE der I. Figur:

Omne M est P	Alle Menschen sind sterblich
Nullum S est M	Kein Tier ist ein Mensch.

Die traditionelle, „der Sprache angepafste“ Logik kann diesen Modus nicht brauchen, da sie nach Ploucquet schliefsen würde: kein Tier ist sterblich. Ploucquet aber schliefst: nullum S est quoddam P (= das mit M verbundene P) d. h. kein Tier ist ein sterblicher Mensch oder: Irgend ein sterbliches Wesen ist kein Tier. Ebenso hält er einen Schlufs aus dem Modus A O für berechtigt, und zwar ergibt sich ihm aus den Prämissen: ‚omne M est P‘ und ‚quoddam S non est M‘ der Schlufs: ‚quoddam S non est quoddam P‘. Wir sehen: die Anerkennung dieser Modi ruht auf der partikularen Fassung des Prädikates im Obersatz und der Forderung, dafs in der conclusio die Quantität gewahrt bleibe, welche S und P in den Prämissen hatten.

In beiden Schlufssätzen aber sprach Ploucquet negative Urteile mit partikularem Prädikat aus. Er war sich wohl bewufst, dafs er damit zum sprachlichen Herkommen in Gegen-

satz trat. ‚Nulla in linguis occurrit propositio negativa, cuius praedicatum non sumatur universaliter. Integra enim praedicati notio negatur de subiecto. Sin autem idea praedicati involvat particularitatem comprehensivam, necessarium est, ut praedicatum intelligatur particulariter.‘ (Expos. § 31 f.) Wie vor ihm Titius und nach ihm Hamilton dehnt er damit die Quantifikation des Prädikates auf die verneinenden Urteile aus. Vom Standpunkt der Identitätstheorie betrachtet, war das durchaus konsequent. Wer das Wesen der Bejahung in der Feststellung der Umfangsgleichheit sieht, für den mufs die blofse Nichtidentität ein negatives Urteil begründen. A negative proposition — sagt Hamilton[1]) — is simply the declaration of a non-equation. Dann gelten allerdings Urteile wie ‚all men are not some animals‘ (that is: not irrational animals); denn all men und some animals sind nicht identisch, da unter some animals auch die irrational animals begriffen sein können. „Mit den Denkgewohnheiten des wissenschaftlichen und praktischen Lebens“ stehen solche Urteile freilich im Widerspruch (Wildschrey)[2]); denn wenn wir sagen ‚S ist nicht P‘, so wollen wir offenbar P überhaupt nicht als Prädikat von S gelten lassen, mithin P seinem ganzen Umfang nach von S trennen.

Auf den Regeln der Urteilslehre Ploucquets beruhte auch die Anwendung des logischen Calculs im Schlufsverfahren. Dieser Calcul[3]) besteht in folgenden Operationen: für termini von universaler Quantität werden die grofsgeschriebenen Anfangsbuchstaben eingesetzt, für termini von partikularer Quantität ihre kleingeschriebenen Anfangsbuchstaben. Das Zeichen — bedeutet die Identität, > die Nichtidentität. In dieser Schrift werden die Prämissen untereinander gesetzt; streicht man den terminus medius, so ergibt sich die conclusio.

omnis materia est gravis	M — g
omnis aer est materia	A — m
omnis aer est gravis	A — g

[1]) Hamilton, Lectures on Logic, II², 1874, S. 259, 2, 275.

[2]) Wildschrey, Grundlagen einer vollständigen Syllogistik, 1907.

[3]) Die Enwicklungsgeschichte des Calculs und der durch ihn entfachte Streit werden im Anhang erzählt.

Oder:

omnis vir est homo	V — h
nullus puer est vir	P > V
nullus puer est quidam	P > h

homo (= vir) oder quidam homo non est puer.

Oder:

quidam homo est geometra	h — g
quidam musicus non est geometra	m > G
quidam musicus non est quidam	m > h

homo, d. h. der Musiker, von dem in der propositio minor die Rede ist, ist nicht der Mensch, von dem die propositio maior spricht. Wenn jener Titus und dieser Gaius heifst, so will der Schlufs besagen: Titus ist nicht Gaius. — Auch für zusammengesetzte Schlüsse reicht der logische Calcul aus. Ploucquet freut sich, ihn im verwickeltsten Beispiel der Dianoiologie Lamberts (org. § 311) anwenden zu können:

Lambert.	Ploucquet.
A est G et H et	A g h
aut I aut K	A i —[1]) A k
G est aut L aut M	gl — gm
H est aut N aut P	hn — hp
I est aut Q aut R	iq — ir
A est neque L neque N	A > L
Ergo A est M et P	A > N
M non est Q	A g h
P non est R	A i — A k
Ergo A est neque Q neque R =	gm
A non est I, sed K	h p
Ergo A est M et P et K	i q — ir
M et P et K = B	m > Q
	p > R
	A g h K m p
Ergo A = B	K m p b
	A b

[1]) — bezeichnet hier die Disjunktion, unvermittelte Nebeneinanderstellung Identität.

Zur Vermeidung von Irrtümern infolge gleicher Initialen wechselt Ploucquet zwischen deutschen und lateinischen Buchstaben. So schreibt er: Omnis materia est mobilis: $\mathfrak{M} - m$; omne mobile est limitatum: $M - l$.

Es liegt auf der Hand, dafs der ganze Calcul auf Ploucquets Theorie von der Quantität des Prädikates und der Regel beruht: In conclusione sint termini plane iidem qui in praemissis intuitu quantitatis. Ohne die Unterscheidung der Quantitäten würden die Abkürzungen nicht erkennen lassen, welcher Schlufs berechtigt sei.

Die beiden genannten Grundlagen des Calculs erfuhren bei Hamilton[1]) eine verschiedene Beurteilung. Er, der selbst der eifrigste Verfechter der Quantifikation des Prädikates war, rühmte an Ploucquet: ‚he undoubtedly commenced auspiciously on the principle of a quantified predicate'. Doch hätte Ploucquet sehen sollen, dafs dies Prinzip, genau angewandt, in der Syllogistik viel mehr leisten könne. Statt dessen habe er jene Regel aufgestellt, die unzulänglich, ja falsch sei. Unzulänglich;

Hamiltons Tabelle.

fig.	Affirm. I		Affirm. II		Affirm. III		Negat. I	
mod.	Hamilton	Ploucquet	Hamilton	Ploucquet	Hamilton	Ploucquet	Hamilton	Ploucquet
9.	M P S m S p	M p S m S p	P M S m S p	P m S m —	M P m S S p	M p m s s p	b) M P S > m S > p	M p S > M S > p
10.	m P S M s P	m p S m —	P m S M s P	P m S m —	m P M S s P	m p M s s p	a) m > P S M s > P	m > P S m —
11.	M P s m s p	M p s m s p	P M s m s p	P m s m —	M P m s s p	M p m s s p	b) M P s > m s > p	M p s > M s > p
12.	m p S M s P	m p S m —	p m S M s P	p m S m —	m p M S s P	m p M s s p	a) m > p S M s > P	m > p S m —

Die grofsen Buchstaben bezeichnen Totalität.
Die kleinen Buchstaben bezeichnen Partialität.
Das Zeichen > negiert.

[1]) Lectures on Logic II appendix, S. 315/316.

denn sie lasse nicht erkennen, wieviele Termini (und von welcher Quantität und Qualität) in den Prämissen untergebracht werden dürfen. Und falsch, da sie durch die modi widerlegt werde, in denen M nicht in beiden Prämissen total, sondern in einer partial sei. Hier mufs ja die Quantität des einen Aufsengliedes in der conclusio kleiner als in der Prämisse sein. Denn wenn ich z. B. M von dem ganzen S aussage, P aber nur von einem Teil von M aussagen kann, so gilt P auch nur von einem Teil von S. Allein in keinem der von Hamilton angeführten Fälle erleidet Ploucquets Regel eine Ausnahme. Da er weder tototale noch partitotale bejahende Urteile kennt, tritt in der Hälfte jener Fälle (Hamiltons Tabelle: Fig. I mod. 9 und 11 Fig. III Mod. 9—12, Negat. mod. 9^b und 11^b) die von Hamilton behauptete Einschränkung der Quantität eines Aufsengliedes nicht erst in der conclusio ein, sondern war dieses (nach Ploucquets Urteilstheorie) schon in der Prämisse partikulär, wo es als Prädikat fungierte. In der anderen Hälfte (Fig. I. mod. 10 u. 12. Fig. II. mod. 9—12. Negat. mod. 10^a. 12^a) liegt für Ploucquets Auffassung gar keine Quantitätsverschiedenheit von M vor; vielmehr ist M in beiden Prämissen partikulär und somit ein Schlufs überhaupt unmöglich. Der Vorwurf Hamiltons, dafs Ploucquet seine Regel nicht durchzuführen vermochte, ist demnach nicht berechtigt. Hingegen hat Hamilton recht, wenn er tadelt, Ploucquet habe aus dem Prinzip der Quantifikation des Prädikats keinen rechten Nutzen für die Syllogistik zu ziehen vermocht. Hierin steht er in der Tat, wie Wildschrey treffend bemerkt hat, hinter G. G. Titius, seinem Vorläufer in der Identitätslehre, weit zurück. Dieser achtete auf die Art der Beziehung der drei syllogistischen Glieder unter einander als das für den Schlufs Wesentliche und stellte so den Grundgedanken einer allgemeinen Syllogistik auf. Wie mechanisch mutet uns demgegenüber Ploucquets Calcul an!

Aus der Identitätstheorie Ploucquets flofs[1]) endlich seine psychologische Auffassung des Urteils, dafs „ein Satz in Zeichen nur ein Begriff in Gedanken sei".[2]) Bei dem Satze ‚omnis

[1]) Der Nachweis, dafs Ploucquet auf die psychologische Urteilsdeutung später als auf die Identitätslehre kam, findet sich S. 34 f.

[2]) Ähnlich Hobbes, Objekt. zu Cartesii meditationes de prima philos.: nihil addit affirmatio vel negatio cogitationibus simplicibus nisi forte

circulus est quaedam linea curva' denke man sich nichts anderes als ‚quaedam linea curva, quae circulus vocatur'. Ebenso schwebe dem Geiste bei dem Satze ‚hic lapis est rotundus' nur der eine Begriff des runden Steines vor. Den Zusammenhang zwischen dem psychischen Bestand und der formulierten Aussage stellt Ploucquet in der „Antwort auf Lamberts Erinnerungen" folgendermafsen dar. Indem ich die leuchtende Sonne sehe, ist in meiner Vorstellung weder Subjekt noch Prädikat vorhanden; will ich aber meine Wahrnehmung anderen übermitteln, so habe ich meist mehrere Zeichen nötig, ich mufs sagen: die Sonne ist leuchtend. Doch gibt es auch einige wenige Fälle, in denen sich die Sprache mit einem Wortzeichen begnügt, z. B. pluit, ningit. Ebenso ist nach Ploucquet „ein Schlufs in Zeichen nur ein Begriff in Gedanken", wenn der Schlufssatz bejahend ist. Zum Beispiel:

Alle Apostel predigen den Glauben.
Petrus ist ein Apostel.

Petrus predigt den Glauben.

Diesem Schlufs liegt der Gedanke zu Grunde: „die Apostel Jakobus, Johannes, Petrus usw. predigen den Glauben". So kommt Ploucquet zu der Auffassung, dafs Untersatz und Schlufssatz schon in dem Obersatz wirklich enthalten und gedacht seien, so dafs, wer die Wahrheit des Obersatzes verstehe, zugleich den sogenannten Schlufssatz habe — „nicht als eine Folge, sondern als einen simplen und von anderen unabhängigen Satz". (Bök S. 246.) „Nicht als eine Folge" — damit fällt der eigentliche Wert des Syllogismus, die Bereicherung unseres Wissens dahin, und wirklich schätzt ihn Ploucquet nur als Form der Mitteilung eines Begriffs, wenn er sagt: „So ist der ganze Zeichenschlufs nur ein Begriff, welchen derjenige, so den Schlufs vorgetragen, dem andern beizubringen getrachtet hat". Diese Ausführungen erinnern an Bedenken, die öfters in der Geschichte der Philosophie laut wurden. Schon die Skeptiker hatten gelehrt, dafs der Obersatz die conclusio voraussetze. Ebenso hatten F. Bacon und Locke verneint, dafs der Syllogismus Erkenntnisse gewähre. Mit Descartes

cogitationem, quod nomina, ex quibus constat affirmatio sint nomina eiusdem rei in affirmante.

stimmt Ploucquet sogar in der Formulierung überein. Vgl. Descartes, de Meth. p. 11: ‚syllogismorum formas non tam prodesse ad ea, quae ignoramus investiganda, quam ad ea, quae iam scimus, aliis exponenda'. Dabei ist jedoch anzunehmen, dafs Ploucquet im Verfolg seiner psychologischen Urteilsauffassung selbständig zu dieser kritischen Haltung gegenüber dem Syllogismus gekommen ist. Es scheint nicht, als habe er auf Anregung von Descartes oder Locke das Problem des Wertes der Schlüsse als solches vorgenommen und sei zu ähnlichem Resultat gelangt. Denn er erörtert seine Stellung zu der Frage nur im Rahmen seiner psychologischen Urteilsdeutung, und zwar nur einmal und ganz beiläufig (Bök S. 246). In den theoretischen Ausführungen des Kompendiums über den Schlufs findet sich kein Wort davon. Ja, es könnte sogar die Frage aufgeworfen werden, ob er sich an der einen Stelle der ganzen Konsequenz dessen, was er sagte, bewufst war; denn wenn er wirklich vom Schlufs so gering dachte, wie es hier scheint, hätte er wohl nicht seine logische Elementarlehre als Lehre vom Schlufs überschrieben (S. 17) und sich um ein syllogistisches Abkürzungsverfahren, den logischen Calcul, so lange und eifrig gemüht. Es pafst daher wohl auch auf Ploucquets Kritik, was B. Erdmann (a. a. O. S. 726) von den Vorwürfen sagt, die im 17. Jahrhundert gegen das syllogistische Verfahren erhoben wurden. „Sie sind teils oberflächlich, teils unausgeführt, teils durch ein prinzipielles Mifsverständnis der Bedeutung des Psychologischen für die logischen Elemente unseres Denkens eingegeben". Vor allem ist auch Ploucquets Stellung nicht aus rein logischen Betrachtungen erwachsen, wie es später bei Stuart Mill der Fall war.

Endlich wurde Ploucquet von seiner phychologischen Urteilsdeutung zu einer Auseinandersetzung mit Leibniz im Punkte der Konversion geführt (Bök, S. 260). Dieser glaubte, dafs die Konversion zuweilen etwas Falsches zu zeigen scheine. Z. B. omnis ridens est homo; ergo quidam homo est ridens. Hier sei der erste Satz wahr, wenn auch kein Mensch lache, der zweite sei nicht wahr, wenn nicht ein gewisser Mensch wirklich lache; der erste handle vom Möglichen, der zweite von Wirklichem. Ploucquet wendet ein: das Wort ridens kann in beiden Sätzen „nur in einerlei Verstand" genommen werden

— entweder als wirklich oder als möglich. Einem Schlufs in Zeichen, also auch dem Konversionsschlufs in Zeichen, entspricht ja nur „ein Begriff in Gedanken".

Im zweiten Teil der Logik Ploucquets, der Methodenlehre, springt vor allem in die Augen, dafs hier die Lehre vom Begriff behandelt ist. Einen Grund für diese Abweichung von der herkömmlichen Anordnung gibt Ploucquet nicht an. Aber es läfst sich erkennen, dafs sie nicht zufällig und willkürlich ist. Zuerst handelt Ploucquet von Urteil und Schlufs — das sind die Formen, in denen sich das logische Denken vollzieht. Dann folgt die Methodenlehre, d. h. die Darstellung des ordo cogitandi, (cf. Vorrede der Fundamenta), der Ordnung, in der sich das logische Denken vorwärts bewegt. Der Gang ist hier folgender: von der Abstraktion, mittels welcher wir die Universalbegriffe bilden, geht Ploucquet aus, dann werden die Begriffe nach Umfang, Inhalt und Gegenständen eingeteilt, daran schliefst sich ein Kapitel über die Sätze, besonders über die Begriffsbestimmungen, und endlich wird der Fortschritt von einfachen zu zusammengesetzten Wahrheiten, sowie die Zurückführung zusammengesetzter auf einfache erörtert. Dieser Aufbau des Ganzen spricht durch seine Klarheit und Folgerichtigkeit so für sich, dafs eine weitere Begründung jener Abweichung von der Tradition überflüssig war. Es sei noch bemerkt, dafs von neueren Philosophen B. Erdmann der Lehre vom Begriff den gleichen Platz anweist.

Zur Lehre vom Begriff hat übrigens Ploucquet gelegentlich des Calculstreites eine Anmerkung gemacht, die Bök (S. 257) unter dem Titel „von dem Ursprung der allgemeinen und abgezogenen Begriffe" am Ende seiner Sammlung — leider ohne nähere Quellenangabe — abdruckt. In den Fundamentis hatte Ploucquet gelehrt, dafs wir durch Beobachtung übereinstimmender Eigenschaften an mehreren Objekten zu allgemeinen Begriffen gelangen. Hier urteilt Ploucquet, dafs die Annahme allgemeiner Begriffe streng genommen unzulässig sei. Denn jene Beobachtung — meint er — ist in Wirklichkeit eine höchst unzureichende. In flüchtiger Folge zieht eine Reihe von Einzeldingen an uns vorüber, die wir nicht anders als der Zahl nach unterscheiden; wir begnügen uns mit dem Eindruck der Ähnlichkeit, übersehen Unähnliches und wiederholen einfach den Begriff des

ersten Einzeldinges so oft, als es vervielfältigt zu sein scheint. „Es ist also ein allgemeiner Begriff nichts anderes als eine schnelle Wiederholung eben desselben Begriffs, den wir unter einer gewissen Bestimmung gehabt haben." Aber nicht allein „in Absicht auf das Objekt" d. h. die tatsächliche Verschiedenheit aller Einzelobjekte, die sämtlich bestimmt und darum verschieden sind, weil das Nichtbestimmte ein Nichtobjekt wäre, sondern auch mit Rücksicht „auf die Wirkung des Verstandes" läfst Ploucquet die allgemeinen Begriffe nicht gelten. Denn diese Wirkung auf den Verstand ist bei den einzelnen Menschen verschieden. „Wenn wir deutlich einsehen könnten, was z. B. bei dem Begriff einer bestimmten Zahl in allen verständigen Individuis vorgehe, so würden wir erkennen, dafs die Modifikation bei A verschieden wäre von der Modifikation bei B, indem sie wirklich sich die bestimmte Zahl vorstellen." Ploucquet bekennt, dafs er das „Vorurteil" der Universalbegriffe „mit grofsem Widerwillen" verlassen habe, und beruft sich auf Übereinstimmung mit verschiedenen englischen, französischen u. a. Weltweisen. An dieser Berufung hat B. Erdmanns Vermutung, dafs die obigen Ausführungen Ploucquets aus der Polemik eines Berkeley und Hume hervorgewachsen seien, eine starke Stütze. Übrigens verstattet Ploucquet den geäufserten Bedenken keinen praktischen Einfluls auf die Gestaltung seiner Logik. „Dessen unerachtet bleiben alle Regeln von Erklärungen, Einteilungen, Schlüssen u. a. logikalischen Dingen in ihrem Wert. . . . . Es schadet auch der Wissenschaft nichts, wenn schon viele aufeinanderfolgende ähnliche Empfindungen und Gedanken für eine förmliche Allgemeinheit angesehen werden."

Endlich besafs Ploucquet ein überaus feines Empfinden für den Unterschied zwischen Sprachgebrauch und grammatischer Theorie einerseits und der Logik auf der anderen Seite. So forderte er, wie wir sahen, dafs der Logiker die Partikularität stets in komprehensivem Sinne verstehe, während sie der gewöhnliche Sprachgebrauch als exklusiv auffafst. Die Sprache versäume es ferner, dem Prädikat das Zeichen der Quantität zu geben; der Logiker habe das stets zu tun. Scharf unterscheidet Ploucquet zwischen grammatischem und logischem Subjekt. ‚Cum subiectum sit ea propositionis pars, quae prior intellegitur, patet plane non attendendum esse ad positionem

terminorum grammaticam, sed potius ad sensum logicum.' (Expos. § 191). Dafs er dabei den Begriff des logischen Subjektes mangelhaft bestimmte, wird später zur Sprache kommen (vgl. S. 31). Im Gegensatz zur üblichen grammatikalischen Auffassung rechnete er auch die Sätze zu den negativen, deren Prädikatsbegriff ein andres Subjekt ausschliefst, z. B. ‚solus Deus est adorandus'. Hingegen gilt ihm der Satz als virtualiter bejahend, der in einem negativen Satz enthalten ist und in Verbindung mit diesem betrachtet wird. Z. B. ‚Qui non credit, non salvatur; Judas non credit.' Der Satz ‚Judas non credit' ist virtualiter bejahend; denn er will besagen, Judas gehöre zur Zahl derer, die nicht glauben. Oder: der terminus medius ‚non credit', durch welchen bewiesen wird, dafs Judas nicht selig werde, wird inbezug auf Judas nicht verneint, sondern bejaht. Während endlich die Grammatik die abstracta in unbedingten Gegensatz zu den konkreten Einzeldingen stellt, können nach Ploucquets logischer Betrachtung die von der Grammatik als abstracta bezeichneten status, mutationes, actiones, passiones der Dinge sehr wohl konkrete Einzeldinge sein, sofern es status gibt, die sich von allen anderen realiter unterscheiden.

Damit ist wohl das Eigene, welches Ploucquets Logik enthält, im wesentlichen vollständig genannt. Im übrigen rezipierte sie überliefertes Gut, so besonders in der Methodenlehre, wie der Autor selbst in der Vorrede zu den Fundamentis bekennt. ‚In tradendis methodi legibus attendi ad eum cogitandi ordinem, qui praestantioribus Logicis et geometris nunquam non probatus fuit'. Insbesondere stammen der Satz vom zureichenden Grunde und das principium identitatis, sowie die Einteilung der Begriffe in ideae claraе, distinctae etc. von Leibniz. Seine Erklärung der Abstraktion als der Denktätigkeit, welche aus der unzähligen Menge der einem Ding anhaftenden Eigenschaften eine oder eine Gruppe von ihnen herausgreift und gesondert betrachtet, gleicht der Wolffischen (cf. philos. rationalis § 110. Psychol. empir. § 282). Anpassung an die Tradition liegt vor, wenn es Expos. § 196 heifst: ‚Is terminus propositionis, cuius latitudo est maior, sumendus est pro praedicato'. Das ist ebenso unvereinbar mit Ploucquets Urteilstheorie, wie wenn er die in der Lehre vom Schlufs üblichen

Ausdrücke terminus minor = S und terminus maior = P gebraucht. Denn beidemale wird stillschweigend die aristotelische Subsumtionstheorie des Umfangs vorausgesetzt. Ploucquet fügt sich hier dem Herkommen.

Mit verschiedenen Logikern des 18. Jahrhunderts (vgl. B. Erdmann a. a. O. S. 335) teilt er die psychologische Begriffsbestimmung des logischen Subjektes; er definiert dieses als ‚ea pars propositionis, quae prior intellegitur', anstatt nach seiner logischen Bedeutung für das Urteil. (Expos. § 191.)

Anhang.

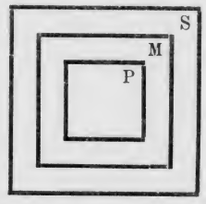
Entstehungsgeschichte des logischen Calculs und Darstellung des Streites um ihn.

Der logische Calcul Ploucquets hat mit dem calculus philosophicus, den Leibniz erstrebte, kaum mehr als den Namen gemein. Was Leibniz unter diesem Titel durch viele Jahre seines Lebens vorschwebte, das war eine Begriffssprache, die das Wesen der Dinge adäquat und daher allgemein, d. h. für die Angehörigen aller Nationen verständlich bezeichnete. Diese lingua characterica universalis, wie sie Leibniz auch nannte, sollte nicht wie die vorhandenen Sprachen aus willkürlichen Wortzeichen bestehen, die mit dem Inhalt der bezeichneten Vorstellung nichts zu tun haben, vielmehr aus charakteristischen, welche die Bestandteile des Begriffs unterscheidend und zusammenfassend darstellen. Sie würde durch solche Zergliederung die Widersprüche zutage treten lassen, die nicht selten in zusammengesetzten Begriffen lägen, würde für jeden Streit der Meinungen das einfache Mittel eines rechnenden Verfahrens darbieten und zeigen, welche Verbindungen für die einzelnen Elemente des Begriffs noch möglich gewesen wären, dadurch aber den Weg zu neuen Entdeckungen und Erfindungen weisen. Eine solche Sprache wäre natürlich imstande, die vorhandenen Sondersprachen zu ersetzen (daher: lingua universalis). Zweierlei Anfänge, zum Teil aus früherer, zum Teil aus seiner Zeit, hat Leibniz in dieser Idee zusammengefafst

und weitergeführt: des Raimundus Lullus Versuch einer Begriffsrechnung und Combination, an den Leibnizens Schrift de arte combinatoria ausdrücklich anknüpft, sowie die Pläne einer Universalsprache von Athanasius Kircher, Georg Dalgaru, John Wilkins, deren Sprachen jene Forderung der Begriffscharakteristik nicht erfüllten, vielmehr „aus Wahl, Natur und Zufall gemischte Erzeugnisse“ seien. Doch ist seine Idee einer zugleich charakteristischen und universalen Sprache immer Idee geblieben; über Vorarbeiten, deren freilich ein ganzer Stofs vorliegt[1]), ist er nicht hinausgekommen.

Ploucquets logischer Calcul hat weder mit der Idee einer Universalsprache etwas zu tun, noch will er eine Methode der Begriffsrechnung in jenem hohen und umfassenden Sinne Leibnizens sein. Nur auf engbegrenztem Raum spielt er seine Rolle; er ist ein vereinfachtes Schlufsverfahren, bestehend aus Abkürzungen, die, vom Inhalt des Begriffes absehend, nur die Quantität angeben, kaum wert, in den Annalen der Philosophiegeschichte erwähnt zu werden, wenn nicht in ihm Ploucquets Urteilslehre Ausdruck gefunden hätte. Nur deshalb erregte er den lebhaften Streit, der im folgenden dargestellt werden soll.

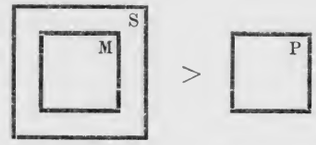
Im Jahre 1758[2]) kam Ploucquet auf den Gedanken, die Schlüsse zu zeichnen, d. h. in Figuren darzustellen, die es ermöglichen, „dafs der ganze Schlufs mit einem Blick übersehen, mithin aller Zweifel wider die Untrüglichkeit der Schlüsse gänzlich aufgehoben werde“. Weil nun das Prädikat eines affirmativen Satzes seinem Inhalt nach einen Teil von dem Begriff des Subjektes darstellt, so fiel die Konstruktion der Prämissen MP SM folgendermafsen aus:



[1]) cf. Trendelenburg, Hist. Beitr. zur Philosophie III, 1867.

[2]) Ploucquet, Untersuchung und Abänderung der logikalischen Konstruktionen H. Prof. Lamberts, Tübingen 1765.

Hieraus liefs sich nun sofort erkennen, dafs P auch ein Teil von S, mithin S P sei. Die Prämissen: Kein M ist P, S ist M — zeichnete er so:



Daraus las er ab, dafs S nicht P sei. Da aber mit dieser Art, die Schlüsse anschaulich darzustellen, „einige Unbequemlichkeit in Ansehung des Versuchens und der Abänderung der Zeichnungen in verschiedenen Fällen“ verbunden war, so veranschaulichte er in den Fundamenta 1759 die Schlüsse durch Reihen, z. B. den Modus A A A der I. Figur auf folgende Weise:

omne M est M M M M M etc.
Quae singula M connectuntur cum P.
Oritur itaque haec series:
M P M P M P M P M P etc.
Omne S est S S S S S S S etc.
Singula S sunt M vel habent M.
Intelligitur itaque series:
S M S M S M S M S M etc.
Sed omni M adhaeret P.
Erit itaque series:
S M P S M P S M P S M P etc.

1763 entdeckte Ploucquet, „dafs man nur eine einzige Regul nötig habe, um aus den Vordersätzen den richtigen Schlufssatz zu finden, welche darinnen besteht, dafs in dem Schlufssatz beide Glieder ebendieselbe Ausdehnung beibehalten, welche sie in den Vordersätzen hatten.“ Er veröffentlichte diese Entdeckung in der kleinen Schrift: ‚Methodus tam demonstrandi directe omnes syllogismorum species quam vitia formae detegendi ope unius regulae.‘ Jene Regel hatte er schon Fundamenta § 60 angeführt; aber neu war, dafs er sie jetzt zur Grundlage der gesamten Syllogistik machte und demgemäfs den Prädikaten das Zeichen der Quantität beizufügen forderte. Er verwendet das Zeichen q für die Partikularität; im Anhang schlägt er für

sie auch schon die kleinen Buchstaben vor. Im Juli desselben Jahres liefs er dann die methodus calculandi in logicis folgen, die B. Erdmann als Ploucquets logische Hauptschrift bezeichnet. Dem Hauptteil geht eine commentatio de arte characteristica voran, welche die Möglichkeit einer allgemeinen, gleicherweise auf Zahlen, ausgedehnte Gröfsen, Kräfte und logische Begriffe anwendbaren Rechnungsart bespricht und zu dem Ergebnis kommt, dafs eine solche nur ein Traum grofser Geister sei; ebenso werden verschiedene bisherige Versuche einer allgemeinen Sprache mit dem Hinweis auf die unüberwindliche Schwierigkeit ihres Gebrauchs abgelehnt. Hingegen wolle sein Calculus logicus nichts mehr sein als ein von der Beschaffenheit der Sachen selbst abstrahierender Weg, ihre logischen Beziehungen zur Anschauung zu bringen und so das Schlufsverfahren zu erleichtern. Nun folgt die Darstellung seines Calculs (Vgl. S. 22 ff. dieser Arbeit). Aus „neuen logikalischen Betrachtungen" sei dieser Calcul entsprungen. Diese Bemerkung ist nicht ohne weiteres verständlich. Der Calcul, den die ‚Methodus calculandi' anwendet, unterscheidet sich von dem der wenige Monate zuvor erschienenen ‚Methodus, tam demonstrandi etc.' nur durch Veränderungen in der Form (Wegfall des Zeichens — für Identität; kleine Buchstaben statt q zur Bezeichnung der Partikularität). Die theoretische Grundlage stand schon in den ‚Fundamenta' 1759 fest. Die Identität von Subjekt und Prädikat des affirmativen Satzes, die partikulare Quantität des Prädikates im affirmativen, die universale im negativen Satz, die Fassung der Partikularität im komprehensiven Sinne und endlich der Grundsatz: in conclusione neuter terminus potest sumi sub alia extensione quam in praemissis — das alles wird schon in den ‚Fundamenta' gelehrt.

Welche „neuen logikalischen Betrachtungen" liegen denn nun zwischen der Methodus tam demonstrandi etc. und der methodus calculandi? In letzterer Schrift wird u. a. entwickelt, dafs sich das affirmative Urteil auf einen Begriff zurückführen lasse. ‚Judicium affirmativum mente conceptum non est intellectio duarum, sed unius rei; neque propositio affirmativa aliquid aliud est quam expressio unius eiusque rei per diversa signa'. Diese psychologische Auffassung des Urteils tritt uns zum ersten Male in der ‚methodus calculandi' entgegen

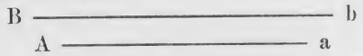
und ist hier das einzig sachlich Neue; demnach wird sie mit den „neuen logikalischen Betrachtungen" gemeint sein.

Welchen Einflufs könnte diese psychologische Auffassung des Urteils auf die Gestaltung des Calculs geübt haben? Da dessen theoretische Grundlage schon feststand, so kann sich ihr Einflufs nur auf die äussere Form erstreckt haben. Und wirklich lässt sich nunmehr der Wegfall des Zeichens der Identität erklären. Vorher schrieb Ploucquet O M — q P oder M — p, jetzt: M p. Durch die unmittelbare Nebeneinanderstellung wollte er veranschaulichen, dafs M und p einen Begriff bilden. Übrigens hat er in der 3. Auflage des Kompendiums 1778 das Zeichen — wieder eingeführt; an der psychologischen Auffassung des Urteils hielt er jedoch fest, wenn er sie auch nicht mehr ausführlich erörterte, sondern nur andeutete. cf. Elem. § 126 I. Expos. § 75 I.

Ploucquets logischer Calcul rief eine Anzahl von Aufsätzen und Abhandlungen hervor, die A. F. Bök 1766 (Vgl. S. 16) herausgegeben hat. Die Sammlung umfafst aufser Ploucquets sämtlichen Einzelschriften über den Calcul 4 anerkennende, 5 ablehnende Schriftstücke und eine neutral gehaltene Anzeige (Jenaische Zeitung von gelehrten Sachen, LXIX. Stück, 30. Aug. 1765). Nach der günstigen Rezension der methodus calculandi in den „Tübinger Berichten von gelehrten Sachen" (5. Aug. 1763) eröffneten die Leipziger, „Neuen Zeitungen" vom 29. Sept. 1763 die Polemik. Die theoretische Grundlage, auf der der Calcul erbaut sei, sei aus der Logik des Herrn von Segner entlehnt. Gegen seine praktische Brauchbarkeit wird eingewandt, dafs man mit den angegebenen Zeichen nicht zu rechnen vermöge, ohne fortwährend an die damit bezeichneten Begriffe denken zu müssen, während man in der Mathematik die Begriffe beiseite setzen könne, sobald sie in Zeichen übersetzt seien, bis man das Unbekannte durch das Bekannte bestimmt habe. Gegen den ersten Einwand verteidigte den Calcul Heinrich Wilhelm Klemm (Professor und Prediger in Stuttgart) in den ‚novae amoenitates litterariae' Bd. IV 1764. ‚Aliud est . . . regulas logicas Aristoteli iam cognitas signis exprimere (quod cel. de Segner praestitit), aliud vero novos canones condere ac demonstrare . . . et deinceps signa idonea adaptare'. Richtig erkannte Klemm die Identitätstheorie als

die neue Grundlage der Logik bei Ploucquet. Ebenso bemerkte er mit Scharfsinn, dafs die psychologische Auffassung des Urteils aus der Identitätstheorie hervorgegangen sei.

Gegen beide Vorwürfe der Leipziger Zeitungen wandte sich Ploucquets Schüler G. J. Holland in seiner „Abhandlung über die Mathematik, die allgemeine Zeichenkunst und die Verschiedenheit der Rechnungsarten“ 1764. Er stellt fest, dafs die angeblich von Segnersche Grundlage des Calculs in nichts anderem bestehe als in dem Gebrauch einzelner Buchstaben statt ganzer Worte. Der zweite Einwand wird damit entkräftet, dafs das Schlufsverfahren stets dasselbe sei, welchen Sinn auch immer die Buchstaben hätten. Aus $Ai + M > C + Ac$ ergebe sich unbedingt $M > cAi$, ohne dafs man an die damit bezeichneten Begriffe zu denken brauche. Holland vergleicht darauf Ploucquets Calcul mit Lamberts Methode, die Schlüsse zu zeichnen, die dieser in einem [in den Göttinger Anzeigen von gelehrten Sachen 1764 z. T. abgedruckten] Brief an Professor Kästner entwickelt hatte. Lambert zeichnet den Satz „Jedes A ist B“ folgendermafsen:



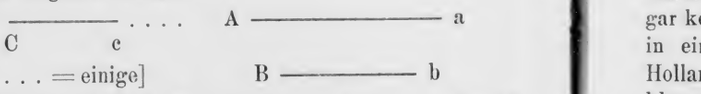
da er soviel heifse als: jedes A gehört unter B. Den Satz: kein A ist B (= kein A gehört unter B) zeichnet er:

Der Schlufs: Einige C sind nicht A

Alle B sind A

Einige C sind nicht B

hat bei ihm folgende Gestalt:



[. . . . = einige]

Holland gibt der Methode Ploucquets den Vorzug — sowohl wegen ihrer gröfseren Bequemlichkeit,[1]) als auch „wegen ihrer

[1]) Bei Ploucquet sieht der obige Schlufs so aus:

$$\frac{c > A \quad B\,a}{c > B}$$

mehreren logikalischen Genauigkeit“. Er verwirft Lamberts Urteilstheorie, wonach der Satz: „Jedes A ist B“ bedeutet: jedes A gehört unter B, und gibt diesem Satz auf Grund der Ploucquetischen Urteilstheorie vielmehr diesen Sinn: „Jedes A gehört zu einem bestimmten B, wo B kein generischer Begriff ist, sondern seinen Wert von dem Subjekte hat.“ Während Holland Lamberts Urteilstheorie bestreitet, wenden sich die „Briefe die neueste Litteratur betreffend“ XVII, 1764 gegen die Ploucquetische. Ploucquet dehne einen halbrichtigen[1]) „Einfall“ d'Alemberts — nämlich, dafs die mathematischen Gleichungen nichts mehr als einen einzigen Begriff unter zweierlei Ausdrücken enthielten — auf alle bejahenden Sätze aus. Der Beweis gegen das Recht der Identitätstheorie wird folgendermafsen geführt: Wenn ich im Satze „der Zirkel ist eine krumme Linie“ für das Subjekt die genetische Definition und für das Prädikat eine antike Begriffsbestimmung einsetze und nun spreche: „die auf angeführte Weise entstandene Linie enthält lauter solche Teile, deren keiner alle übrigen beschattet“ — „heifst dieses etwas Identisches gesagt?“ Nur die Beisetzung der Quantitätszeichen hinderten „den Einbruch grober Fehler, die sonst unumgänglich entstehen müfsten“; sie sei „das Palliativ, wodurch Herr Ploucquet die Gebrechen seiner Theorie verstecket“. Diese von Abt[2]) herrührende Beurteilung ist die umfangreichste, aber nächst der erwähnten Leipziger Kritik die oberflächlichste Besprechung des Calculs. Dieser Eindruck, den schon die eben zitierte wenig stichhaltige Beweisführung zu erwecken hinreicht, wird noch dadurch verstärkt, dafs zuerst berichtet wird, Ploucquet habe keinen Qualitätencalcul beabsichtigt, und später der Einwand folgt, sein Calcul sei gar kein Qualitätencalcul. Diesen Widerspruch monierte Holland in einem „Schreiben an einen Freund“ 1764. Hier führte Holland aus D'Alemberts discours préliminaire zur Encyklopaedie § 34 die Stelle wörtlich an, die nach der Meinung der Gegner Ploucquets Identitätstheorie um den Ruhm der Originalität zu bringen vermöchte. „Was ist der meiste Teil

[1]) „Halbrichtig“, da die Gleichung $2 + 2 = 4$ zugleich die Entstehungsart der 4 bezeichne, welche auch aus $3 + 1$ oder $1 + 1 + 1 + 1$ entstanden sein könnte.

[2]) Vgl. Conz a. a. O.

dieser Grundwahrheiten, darauf die Mefskunst so stolz ist, als der Ausdruck des gleichen einfachen Begriffs durch zwei verschiedene Zeichen oder Wörter? Hat derjenige, welcher sagt: „2×2 macht 4“ eine Erkenntnis mehr als derjenige, welcher sich begnügen würde zu sagen „$2\times2=2\times2$“? Das blofse Citat — urteilt Holland mit Recht — läfst erkennen, dafs sich der Gedanke D'Alemberts streng in den Grenzen der mathematischen Wissenschaft hält und nicht im mindesten den Keim einer logischen Urteilstheorie einschliefst.

Bedeutend höher als die Polemik der „Litteraturbriefe“ steht die Kritik Lamberts, der sich in den Leipziger Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen 1765 I, LVIII, LIX gegen den Anhang der genannten (S. 36) Schrift Hollands und dann gegen Ploucquets „Untersuchung und Abänderungen der logikalischen Konstruktionen des Herrn Professor Lambert“ verteidigte. Lambert polemisierte in einem vornehmen Ton; er bezeichnete seine eigenen Konstruktionen als „eine Kleinigkeit, welche kaum ein Anfang zu dem wahren logischen Calcul sei“. „Dieser sollte nicht nur den Schlufssatz zu Vordersätzen, sondern die Methode zur Auflösung einer jeden Aufgabe angeben, wenn man diese vorerst auf eine pur logische Aufgabe reduziert hat, ungefähr wie man mathematische Aufgaben auf algebraische reduziert.“ Alle Einwände Ploucquets gegen seine Konstruktionen und die vorgeschlagenen Abänderungen, welche die Zeichnungen nach den Grundsätzen der Urteilslehre Ploucquets umformten und dem logischen Calcul annäherten, will Lambert zugestehen, wenn die Identitätstheorie richtig wäre. Das aber ist nach seiner Meinung nicht der Fall. Der Satz „Alle Bäume sind Pflanzen“ lasse vier Deutungen zu: 1. Alle Baumindividuen gehören zum genus der Pflanzen. 2. Alle Baumindividuen haben die allen Pflanzen gemeinsamen Merkmale. 3. Der allgemeine und abstrakte Begriff „Pflanze“ ist in jedem Baumindividuum, sowie in dem allgemeinen Begriff „Baum“ enthalten. 4. Ein Baumindividuum ist gerade dasjenige Individuum Pflanze, welches es als Baumindividuum ist. Ploucquet lasse nur die vierte Auslegung gelten; seine darauf gegründete Urteilstheorie werde daher nicht dem Sinn aller Sätze gerecht.

Die Jenaischen Zeitungen von gelehrten Sachen LXXV vom Jahre 1765 wandten sich gegen Ploucquets Begründung

der Identitätstheorie. Ploucquet hatte in der „Untersuchung und Abänderung der log. Konstr. d. H. Prof. Lambert“ erklärt: „dafs ein jeder bejahender Satz identisch sei, ist notwendig, weil . . . . das Subjekt nicht das Nichtsubjekt sein kann.“ Darauf wird erwidert: dafs zwei Ideen, wenn sie nicht identisch seien, deswegen noch nicht verschieden zu sein brauchen, da „koordinierte und subordinierte noch dazwischen lägen.“

Den „diesseitigen Beschlufs der logikalischen Rechnungsstreitigkeiten“ machte Ploucquets „Antwort auf Lamberts Erinnerungen“. Die vier Auslegungen des Satzes: „Alle Bäume sind Pflanzen“ seien nichts anderes als verschiedene grammatikalische Wendungen. Es würden in den einzelnen Deutungen nur verschiedene Worte für dieselbe Sache gebraucht.

Kapitel III.

Ploucquet als Metaphysiker.

§ 1. Die ontologischen Voraussetzungen.

Nach Wolffischem Muster[1]) schickt Ploucquet seiner Metaphysik einen ontologischen Teil voraus, der die Fundamentalbegriffe und -grundsätze (Expos. § 1) oder, wie es Fundamenta § 389 bestimmter heifst, die allgemeinen Eigenschaften der Dinge darlegen soll. So bestimmt er den Gegenstand der Ontologie mit Wolff und in bewufstem Gegensatz gegen die umfassendere antike Auffassung der Ontologie als Wissenschaft vom Seienden als solchem d. i. von der Natur der Substanzen und der ersten Ursache der Dinge. Davon zu handeln, ist nach Ploucquets Meinung erst die Aufgabe der Metaphysik.

Als das Wesen eines Dinges bezeichnete Ploucquet seine Denkbarkeit (intelligibilitas oder possibilitas). Das ist dasselbe, was Wolff „Möglichkeit" nannte; denn Wolff fafste „Möglichkeit" ebenso als „Denkmöglichkeit": ‚possibile est, quod nullam contradictionem involvit'. (Ontol. § 85.) Beide stimmen auch überein in der Aussage, dafs das Wesen der Dinge notwendig, ewig und unveränderlich sei. Notwendig nennt es Ploucquet, weil die Denkmöglichkeit von A nicht die Denkmöglichkeit von Nicht A sein kann, und ewig, weil kein Ding denkmöglich werden oder aufhören kann es zu sein. Während aber Leibniz in der Theodicee lehrte: ‚l'entendement de Dieu est la source des Essences et sa volonté est la source des existences' und ebenso Wolff (a. a. O. § 975) die Möglichkeit der Dinge auf

[1]) cf. das II. Kapitel in Wolffs „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt, der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt", 1720.

den göttlichen Intellekt zurückführte, behauptet Ploucquet die Unabhängigkeit des Wesens vom göttlichen Intellekt mit der Begründung: ‚quia intelligibilitas naturae prior est intellectione' — also auch: intellectione intellectus divini. — Von der essentia wird die forma eines Dinges unterschieden, d. i. die Denkbarkeit einer Sache in ihrer Bestimmtheit, durch die sich von einer anderen unterscheidet. Die Unveränderlichkeit des Wesens (nec quicquam vel addi vel demi possit. Expos. § 9) macht den Begriff der absoluten ontologischen Einheit aus, die von der relativen arithmetischen Einheit unterschieden wird; diese besagt, dafs ein Gegenstand ein einziger im Gegensatz zu einer Vielheit sei.

Um die objektive Intelligibilität der Dinge handelt es sich bei der ontologischen Wahrheit, während die logische Wahrheit die Konformität eines Begriffs mit dem Objekt besagt.

Sofern alles Intelligible unveränderlich ist, ist es vollkommen im ontologischen Sinn.

Wenn an mehreren Dingen dasselbe erkannt wird, so sind sie ähnlich. Diejenige Bestimmtheit, durch welche Verschiedenes von einander unterschieden wird, ist die Qualität; diejenige, durch welche Ähnliches von einander unterschieden wird, ist die Quantität. Auch diese Erklärungen entsprechen denen Wolffs (cf. a. a. O. II §§ 17—21).

Die Dinge sind — wie bei Wolff — einfache oder zusammengesetzte, je nachdem in ihnen eine Menge von Elementen gedacht wird oder nicht. Die zusammengesetzten lassen sich entweder in einfache zerlegen (quantitas discreta), oder sie sind ins Unendliche teilbar d. h. man kommt bei der Teilung niemals auf nicht mehr teilbare Elemente (quantitas continua).

Zugleichseiendes (simultanea) setzt sich gegenseitig als offenbar voraus; Aufeinanderfolgendes (successiva) schliefst sich wechselseitig aus; ein continuum simultaneum ist der Raum, ein continuum successivum ist die Zeit. (Vgl. Wolff §§ 46 und 94.)

Mit Wolff lehrt Ploucquet, dafs in den Dingen eine Kraft wohne; während nun jener diese Kraft einfach als „Quelle der Veränderungen" (§ 115) bezeichnete, definierte sie Ploucquet als principium manifestationis und unterschied eine absolut wirksame vis primitiva und eine vis derivativa mit beschränkter

Manifestation. Je nachdem das Subjekt unteilbar oder teilbar ist, wohnt ihm eine vis in se una sive uniprincipialis (z. B. vis intellectiva) oder eine vis diffusa (z. B. vis motrix) inne. Dem Kraftbegriff Ploucquets entspricht seine Definition der Substanz: ‚substantia est id, quod in se est manifestabile'. Unterschieden wird eine subjektive und eine objektive Manifestabilität, je nachdem das Subjekt sich selbst oder nur anderen offenbar wird. Ausdrücklich wird Wolffs Erklärung verworfen: ‚existentiam esse complementum possibilitatis'. (Vgl. Wolff § 14.) Denn: ‚possibilitas absolvitur in se nec ulla ratione compleri potest'. (Expos. § 153.)

Wolff pflegte aufser der ratio auch die Empirie als Erkenntnisquelle zu benutzen. So sind auch bei Ploucquet die Lehren vom Maximum und Minimum aus der Erfahrung geschöpft; z. B. der Satz: quaedam quantitates, cum pervenerunt ad maximum, rursus decrescunt. (Expos. § 84, das Umgekehrte § 85.)

In der Erörterung über das Endliche (= demgegenüber eine quantitas maior denkbar ist) und das Unendliche ist der Satz wichtig: ‚Finitum additum finito non efficit infinitum'. (§ 77.) In ihm spricht sich die Erkenntnis aus, dafs das qualitativ Verschiedene in keine zahlenmäfsige Beziehung gesetzt werden dürfe. Der gleiche Gedanke beherrscht die Ausführungen über Verhältnis und Mafs. ‚Mensura est determinatio quantitatis e quantitate in eodem genere'. Keine species darf mittels einer anderen gemessen werden, vielmehr Zahlengröfsen nur mittels der Einheitszahl, gerade Linien an geraden, Dauer an Dauer, Kraft an Kraft; semper servetur identitas speciei (§ 110). Wo es in der Praxis scheint, als würden Gröfsen irgendwelcher Art mit Zahlen gemessen, werden sie in Wirklichkeit in Teile zerlegt, und diese Teile werden dann zahlenmäfsig bestimmt. Wenn es heifst: 2 Linien verhalten sich wie 3 : 4, so werden die Linien in gleiche Teile zerlegt gedacht, und diese Teile, nicht aber die Linien als geometrische Figuren, sind Gegenstand der arithmetischen Betrachtung. Ebenso mufs man sich hüten, die Grade irgend welcher Kräfte als Zahlen aufzufassen. ‚Plus et plus non facit magis' (§ 121). Laues Wasser + laues Wasser ergibt nicht warmes Wasser. Wenn jemand in derselben Zeit, in der er vordem 2 Syllogismen

formte, jetzt 6 bildet, so darf man nicht sagen, dafs seine Geisteskraft dreimal so grofs geworden sei.

Die Ordnung hatte Wolff definiert als „Ähnlichkeit des Mannigfaltigen in einem" (§ 132). Dem entspricht Ploucquets Erklärung: ‚consensus variorum in uno' (Expos. § 139). Bei beiden Philosophen bedingt auch die Ordnung die Vollkommenheit eines Gegenstandes, und zwar die perfectio gradualis im Unterschied von der oben erwähnten ontologischen Vollkommenheit. Diese Vollkommenheit hat also Grade (Wolff § 154; Ploucquet § 139); sie ist absolut, wenn es sich um eine Spezies, um ein Subjekt handelt, relativ, wenn Spezies mit Spezies oder Zustand mit Zustand desselben Subjektes verglichen wird.

Ganz Wolffisch sind endlich die Bestimmungen des Notwendigen und Zufälligen. Notwendig ist, dessen Gegenteil dem Prinzip der Identität widerspricht, zufällig, bei dem dies nicht der Fall ist (§ 157 ff.).

§ 2. Der kosmologische Teil der Metaphysik Ploucquets.

Ploucquet teilte mit Wolff die Metaphysik in die Lehre von Gott, der Welt und dem Menschen.

Wir beginnen die Darstellung und Betrachtung seiner Gedanken mit der Kosmologie und schliefsen mit der Theologie. Zwar spielt Gott in Ploucquets metaphysischem System die allerwichtigste Rolle. Aber die Probleme, die er mittels der Annahme göttlichen Wirkens löst, liegen alle auf dem Gebiet der Kosmologie und Psychologie, und so müfsten wir, wenn wir bei der Theologie anfingen, entweder vorgreifen oder, wie es Ploucquet selbst tut, uns mit Ausführungen begnügen, die weder die Originalität noch die Bedeutung des Philosophen erkennen liefsen. Gehen wir darum lieber medias in res und untersuchen Ploucquets Stellung zu der Centralfrage seiner wie aller Metaphysik: was ist die Wirklichkeit der Welt?

Mehr noch als die Cartesianer hatte Leibniz den Substanzbegriff in den Mittelpunkt der Metaphysik gestellt. Dabei hatte er „Substanz" nicht als das definiert, was durch sich ist, sondern als das, was durch sich selbst handelt. Von den Atomisten übernahm er die Fassung der Substanzen als unteilbarer ewiger Einheiten; während sie aber diese Einheiten als

unsichtbar kleine Körperchen angesehen hatten, erklärte er sie für immateriell, da alles Materielle ins Unendliche teilbar sei. Seine „Monaden“ waren also unteilbare, aber zugleich reale und kraftbegabte Einzelwesen. Als ihre Kraft bezeichnete er das Vorstellen, und ihre Tätigkeit erblickte er in der Vorstellung des Universums, das also in jeder einzelnen Monade — freilich in verschiedenem Grade der Klarheit — vorgestellt wird. Aus der Summe der Monaden besteht die ganze Welt; eine Materie neben ihnen gibt es nicht. Was wir Materie oder Körper nennen, ist nur die verworrene Vorstellung einer Monadengruppe.

Wolff liefs zwar, wie bekannt, die Welt ebenso wie Leibniz aus einfachen Wesen zusammengesetzt sein [er gebraucht statt des Namens „Monaden“ den Ausdruck „einfache Dinge“]; aber er sprach die Vorstellungskraft nur den wirklichen, des Bewufstseins fähigen Seelen zu und stattete die Elemente der Körper mit einer anderen Kraft aus, deren Natur er jedoch nicht näher bestimmte. Damit war, wie Falckenberg[1]) sagt, den Gedanken Leibnizens der Schmetterlingsstaub abgestreift. Mit anderen Worten: Der Versuch einer einheitlichen Welterklärung, den die Leibnizische Monadenlehre darstellte, war aufgegeben. Die Leibnizische Philosophie war im tiefsten Grunde monistisch: sie kannte nur die vorstellenden Monaden. Wolff lenkte zum Dualismus zurück; indem er die vorstellenden Monaden von den niederen vorstellungslosen unterschied, schuf er sich in jenen ein Erklärungsprinzip für die geistige, in diesen eins für die materielle Welt.

Ploucquets philosophische Erstlingsschrift beschäftigte sich mit der Monadenfrage. Im Jahre 1747 beteiligte er sich an einer von der Berliner Akademie ausgeschriebenen Konkurrenzarbeit; seine Abhandlung trug den Titel: ‚Primaria monadologiae capita accessionibus quibusdam confirmata et ab obiectionibus fortioribus vindicata‘. Bornstein, der sie in einer Privatbibliothek gefunden und eingesehen hat, berichtet, Ploucquet zeige sich hier als Anhänger der Monadenlehre, die er gegen jeden Einwurf verteidige. Das liegt ja schon im Titel. Im übrigen stehe er deutlich unter dem Einflufs der Wolffischen

[1]) Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie, 5. Aufl., S. 260.

Substanzlehre. Ich trage kein Bedenken, mir auch diese letztere Mitteilung anzueignen, nicht nur, weil Ploucquets philosophische Vorbildung sich wesentlich auf Wolff gründet, sondern auch, weil in der Monadenfrage eine deutlich erkennbare Linie von Leibniz über Wolff zu dem späteren Ploucquet führt, wie sich sogleich zeigen wird. Wenn sich aber nachweisen läfst, dafs der spätere Ploucquet in Wolffs Richtung weiterging, so wird damit sehr wahrscheinlich, dafs der jüngere Ploucquet auf Wolffs Standpunkt stand.

In der Vorrede der ‚Principia‘ Ploucquets 1753 finden sich die bemerkenswerten Worte: ‚Accidit mihi praeterea, ut principia monadologica ulterius examinando ac materiae originem profundius rimando monades, quas elementa vel fundamenta omnium phaenomenorum materialium antea existimaveram, deseruerim‘. In diesen Worten liegt die Absage an die Monaden. Zwischen 1747 und 1753 hat sich diese Wandlung von einem Verteidiger der Monadenlehre zu ihrem Gegner vollzogen. Zweierlei hat sie veranlafst: weitere Prüfung der Principien der Monadenlehre und tiefere Untersuchung des Ursprungs der Materie. Das Streben nach einheitlicher Welterklärung war der Lebensnerv der Leibnizischen Monadologie. Ploucquet vertrat ebenso wie Wolff den dualistischen Standpunkt; auch er trennte die perzeptive Substanz und die Materie. Das ist nicht verwunderlich. Ploucquet war von jeher Dualist gewesen. Die Lehre der Bibel wie der Kirche ist ja durchaus dualistisch — und Ploucquet war durch achtzehn Jahre seines Lebens Theologe gewesen und hat, wie sich noch öfters zeigen wird, seine theologische Vorbildung nie vergessen. Darum mufste ihm, je mehr er die Monadologie prüfte (ulterius examinando), desto mehr ihr antidualistischer Kern zum Bewufstsein kommen und ihn zum Widerspruch reizen.

Doch dies ist nur das eine. Aufserdem führte ihn die Frage nach dem Ursprung der Materie zur Ablehnung der Monaden. Er erklärte: ‚Si elementa existerent in punctis, tum nec natura substantiae, nec ortus phaenomenorum ulla ratione possent explicari‘. (Princ. § 96.) Das war ein Schritt über Wolff hinaus, der noch im Anschlufs an Leibniz gelehrt hatte: „Die einfachen Dinge erfüllen einen Raum, obwohl jedes einzelne keinen erfüllt“. (Vernünftige Gedanken § 602.) Die Stellung Wolffs

zu Leibnizens Monadenlehre blieb eine Halbheit. Es schien ihm nicht angängig, allen Monaden die Vorstellungskraft beizulegen, und er lenkte deshalb in dualistische Bahnen ein. Aber den für seinen gesunden Menschenverstand mindestens ebenso kühnen Gedanken, dafs die Monaden immaterielle Wesen seien und doch Gruppen bildeten, übernahm er unbedenklich. Erst Ploucquet verzichtete völlig auf die Leibnizische Erbschaft in der Monadenfrage; er betonte, dafs aus punktuellen Monaden nie und nimmer Körper entstehen können: ‚e monadibus corpora non conflari'. (Princ. § 256.) Demgemäfs spielen die Monaden in den späteren Schriften Ploucquets keine Rolle mehr. Die Fundamenta 1759 tun sie mit acht Paragraphen ab (670—677) und nicht einmal unter dem Namen „Monaden"; nur der Index gebraucht ihn: monades Leibnizianae refutantur. In den Expositiones 1782 findet sich überhaupt von ihnen keine Spur mehr.[1])

Mit dem Gesagten ist jedoch Ploucquets Kritik an Leibnizens Erklärung des Ursprungs der Materie noch nicht erschöpfend dargestellt. In § 569 der ‚Principia' untersucht er die Frage, ob die Leibnizische Philosophie idealistisch sei. Unter Idealismus versteht er die Leugnung der realen Existenz der Körperwelt aufserhalb unserer Vorstellung. (Principia § 555). Er findet, dafs die Lehre Leibnizens an sich nicht Idealismus sei; sie leite ja den Ursprung der Körper von wirklichen Substanzen ab. Aber im Hinblick auf die Konsequenzen urteilt er allerdings: ‚ab idealismo philosophia haec non est aliena'. Denn wenn die Seele die ganze Welt idealiter in sich trage und keine endliche Substanz auf die Seele zu wirken vermöge, dann nehme die Seele keine Körper, sondern nur sich selbst wahr. ‚Ita sol, quam anima sibi repraesentat, non est corpus coeleste, sed pars idearum.' Dem Idealismus widerspricht aber nach Ploucquets Lehre die Erfahrungstatsache, dafs unsere sinnlichen

[1]) Auch Kants Schrift ‚monadologia physica' 1756 nimmt in der Monadenfrage eine im wesentlichen ablehnende Stellung ein. Zwar gebraucht Kant den Namen „Monaden", aber seine Monaden sind nur die physischen Elemente der Körper, haben also mit den perzeptiven Monaden Leibnizens nichts zu tun. Beziehungen zwischen Ploucquet und Kant scheinen nicht vorzuliegen, da Kant mit Wolff lehrt, dafs die Monaden zwar unteilbar seien, aber doch einen Raum erfüllten. Letzteres freilich: non pluralitate partium, sed sphaera activitatis.

Empfindungen nicht in unserer Gewalt stehen, dafs sie weder vom Intellekt noch vom Willen abhängen. Wären sie nämlich von unserem Intellekt abhängig, so entstünden nur solche, deren Gesamtheit wir übersähen; aberdie Sinne bieten uns in jedem Augenblick ohne alle Vorbereitung viel mehr, als wir mit unserem Intellekt fassen können. Da ferner in einer sinnlichen Empfindung nicht mehr Vollkommenheit ist als in einer anderen (in dulci nicht mehr als in acido, in rubro nicht mehr als in flavo, in equo nicht mehr als in bove), mithin zur einen nicht mehr Kraft gehört als zur anderen, so müfste der Mensch, wenn er autor sensationum wäre, eine Empfindung in eine andre verwandeln können. Endlich würden wir, wenn unser Wille die sinnlichen Empfindungen hervorriefe, doch nur solche erzeugen, welche uns im Augenblick genehm sind. Allein wir sind nicht imstande, z. B. wenn wir im Finstern sitzen, die sinnliche Empfindung des Lichtes in uns zu erzeugen. (Expos § 107 ff.)

Dabei hat Ploucquet, wie Sommer unter Aneignung der Kantischen Begriffsbestimmung[1]) hervorhebt, das Wesen des Idealismus nicht richtig bezeichnet. Wer die Phänomene als Vorstellungen unseres Geistes betrachtet, erklärt damit diese Vorstellungen noch nicht für gegenstandslose Täuschungen. Diesen Vorwurf macht aber Ploucquet den Idealisten, ohne sich freilich auf bestimmte Philosophen zu beziehen. Der Idealismus scheint ihm sogar faktisch auf den Solipsismus[2]) hinauszulaufen, mag er sich auch in thesi von ihm unterscheiden. ‚Idealista concedit plures spiritus, sed quomodo de commercio cum aliis spiritibus certus esse possit, determinatu non adeo facile est.

[1]) „Unter einem Idealisten mufs man . . . nicht denjenigen verstehen, der das Dasein äufserer Gegenstände der Sinne leugnet, sondern der nur nicht einräumt, dafs es durch unmittelbare Wahrnehmung erkannt werde, daraus aber schliefst, dafs wir ihrer Wirklichkeit durch alle mögliche Erfahrung niemals völlig gewifs werden können." Kritik der reinen Vernunft, S. 312 (Ausg. Kehrbach).

[2]) Gegen diese Lehre selbst wendet Ploucquet ein: Wenn ich allein existierte, so hätte Gott aus einer unendlichen Anzahl denkbarer Wesen mit gröfserer oder geringerer Vollkommenheit gerade mich ausgewählt. Dazu lag aber kein zureichender Grund vor; im Gegenteil: habuit rationem sufficientem et magis talem, cur produxerit alias substantias me perfectiores, quia in perfectiori plus est realitatis. Princ. § 165. Expos. § 14.

Ponam, me huic systemati esse addictum . . . tum et verba auditu percepta . . . ad meas reduco repraesentationes, adeoque ens rationale, quod mecum colloquatur, non assumo . . . Cum lego librum, ipsum librum partem mearum repraesentationem facio . . . Hinc, etiamsi pluralitatem entium rationalium concedam, nullibi tamen tale deprehendo, adeoque effective coincido cum egoista, miserrimo eremita'. (Principia § 570 f). Warum diese Unterstellung, der Idealismus leugne die reale Existenz der von uns als körperlich vorgestellten Welt? Nach Sommer will sich Ploucquet einen künstlichen Angriffspunkt schaffen. Denn Idealist im eigentlichen Sinne sei er selbst. Gegen diese Konstruktion mufs jedoch erinnert werden, dafs Ploucquets Begriffsbestimmung des Idealismus einfach die Wolffs und seiner Schule war.[1]) Darin freilich hat Sommer recht, dafs Ploucquet einen (im Sinne Kants) idealistischen Standpunkt vertrat. Nicht nur stimmen, wie Sommer hervorhebt, die Argumente, die Ploucquet (Principia § 557 ff.) den Idealisten in den Mund legt, teilweise wörtlich mit seinen eigenen Ausführungen an anderer Stelle überein; sondern vor allem ist zu beachten, dafs die Körper für ihn keine Substanzen sind. Von der ersten Gestaltung seines Systems in den ‚Principia' bis zur letzten in den ‚Expositiones' trennt er die perzeptiven Substanzen von den Phänomenen, der Materie, den Körpern. Und was er ‚Expositiones', § 119 im Kapitel ‚de forma corporis' ausführt, ist geeignet, jeden Zweifel an der These Sommers zu unterdrücken; man vergegenwärtige sich die Sätze: ‚Lux ut phaenomenon non est in obiecto, sed in perceptione; sonus non est in obiecto ut sonus, sed in subiecto percipiente.' Hingegen kann ich mich Sommer wiederum nicht anschliefsen, wenn er § 566 der Principia so auslegt: Ploucquet kämpfe hier gegen den letzten Rest von Objektivismus, und seine Gedanken erschienen Leibniz gegenüber als subjektivistische Weiterbildung. Ich lese das Gegenteil heraus. Ploucquet acceptiert hier zunächst die Leibnizische Bezeichnung der Körper

[1]) Wolff, psychologia rationalis § 36: ‚Idealistae dicuntur, qui nonnisi idealem corporum in animis nostris existentiam concedunt, adeoque realem mundi et corporum existentiam negant'. Ähnlich Baumgarten, Metaphysik § 402, Bilfinger, Dilucidationes § 115, Feder, Logik und Metaphysik S. 134 ff. Mendelsohn, Morgenstunden I, 7. Platner, Philos. Aphor. II § 922.

als ‚phaenomena substantiata' („substanzähnliche Erscheinungen" — Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz S. 190). Aber: ‚loqui, sed non sentire possum cum Leibnizio'. Leibniz verstehe die Bezeichnung im Sinne seiner Monadenlehre: Körperlichkeit ist eine Vorstellung der Coexistenz endlicher Substanzen. Ploucquet benennt damit die phaenomena, quae non in meis vel aliarum rerum repraesentationibus fundantur, sed suam formam retinent, si vel maxime omnes perceptiones spirituum ac entium finitimorum e mundo tolli concipiantur.' Also: die Materie ist vorhanden; sie behält sogar ihre Bestimmtheit, ihr körperliches Wesen, auch wenn alle Vorstellungen weggedacht werden. Beide, Leibniz wie Ploucquet sind Idealisten, beide fassen die gegenständliche Welt als subjektive Vorstellung der Seele. Aber Leibniz rettet dann ihre Objektivität durch seine Monadologie: die Körperlichkeit ist verworrene Vorstellung tatsächlich existierender Monaden. Ploucquet rettet sie mittels der Theologie.

Visio realis Dei heifst nach den Principia (§ 189) das rettende Mittel. Gott ist intellectus actuosissimus; seine Vorstellungskraft stellt sich sowohl Substanzen wie Körper vor oder genauer: unsre Seelen und unsere Vorstellungen von einer Körperwelt. Durch seine Vorstellung werden aber ebensowohl die seelischen Substanzen wie die körperlichen Dinge real. Während hier nun die realisierende Vorstellungskraft Gottes als einheitliche gedacht ist, trennte Ploucquet von 1772 ab, seit den ‚Institutiones', die Erschaffung der perceptiven Substanzen aus der göttlichen Vorstellungskraft von einem zweiten Akte der göttlichen Vorstellung, der die Materie ins Leben rufe. Diese besteht nach ‚Expositones' cap. 8, bes. § 130, ihrem Wesen nach in imagines activae a Deo formatae. Die imagines sind das Ursprüngliche, während das, was uns erscheint, sich nach der Natur unsrer Sinnesorgane modifiziert und so etwas Relatives und Abgeleitetes darstellt. Die imagines heifsen activae, weil sie unsre sinnlichen Vorstellungen hervorrufen.

Die eben bezeichnete Wandlung Ploucquets hat schon der unbekannte Verfasser der „Abhandlung, dafs die übersinnliche Leiber- und Geisterlehre des Herrn Prof. Ploucquet in Tübingen unter allen bisher bekannten Lehrversuchen der neueren Weltweisen der in der heiligen Schrift enthaltenen Naturlehre am

nächsten komme“ (im Schwäbischen Magazine 1777) beobachtet. Er sagt: „Zuerst hatte er nur eine einige Vorstellung Gottes von der Wirklichkeit der Dinge gelehrt, wodurch er die Entstehung der Dinge erklärte. Man hat ihm vorgehalten, es müfsten zwei sein: eine zur Entstehung der Seelen oder des freien denkenden Wesens und eine zur Entstehung der Körper als des mechanischen Untergestells der Seelen. Er gestund es ein.“ Den Anlafs zu dieser Änderung bot, wie ebenfalls schon das Schwäbische Magazin 1777 hervorhob, das von Ploucquet unter den regulis cosmologicis (Expos. § 268) genannte principium luctae d. h. die Behauptung eines sich überall in der Natur äufsernden Streites zweier einander entgegenwirkender Grundkräfte, welchen Ploucquet mithin auch in das Wesen Gottes (ebenso wie in das Wesen der Seele (S. 54) hineintrug.[1]) Der Anonymus des Schwäbischen Magazins klärt uns endlich auch darüber auf, wie Ploucquet auf sein principium luctae gekommen sei. Er beweist nämlich — selbstverständlich mit der damals üblichen Methode der dicta probantia — dafs Ploucquets Lehre vom Widerstreit zweier Kräfte mit der Lehre der Bibel übereinstimme. Wie, wenn nun Ploucquet im Bannkreis derselben theologischen Anschauungen sein principium luctae aus derselben Quelle geschöpft hätte, aus der der Anonymus sein Verständnis für Ploucquets Princip schöpfte — der dogmatisch exegesierten Bibel?

Ploucquets Meinung über die Entstehung der Weltkörper, die aus seiner Kritik der Anschauungen des Democrit, Epicur, Cartesius und Kant in Kap. 10 der ‚Expositiones‘ zu entnehmen ist, läfst sich dahin zusammenfassen: Gott hat den Kosmos aus dem ursprünglichen Zustand der Materie entstehen lassen. Dabei müssen wir stehen bleiben; welchen Weg er eingeschlagen, entzieht sich unserer Kenntnis. Zu Kants „Allgemeiner Naturgeschichte und Theorie des Himmels“, die im Jahre 1755 erschienen war und die Hypothese von der mechanischen Entstehung des Weltgebäudes und der Planetenbewegung entwickelt hatte, nimmt er folgende Stellung ein: Da Kant zugibt, dafs die Existenz der Elemente und ihre innewohnenden Kräfte von

[1]) Ich verstehe nicht, wie Bornstein S. 61 sagen kann: „Bedauerlicherweise hat Ploucquet diese Kräfte nirgend lokalisiert“, nachdem er auf S. 35 richtig erkannt hat, dafs diese zwei Grundkräfte, die nach der Verbannung der visio realis die Entstehung der Dinge erklären sollen, in Gott liegen.

Gottes unmittelbarer Wirksamkeit herrühren, erschiene seine Hypothese wohl annehmbar. Doch fehlt noch vieles zu ihrer Erhärtung Erforderliche. Kant nimmt die vis attractiva und vis repulsiva herkömmlicherweise als Phänomene; doch kennt er nicht ihre erste Ursache. Ferner darf eine Fernwirkung der Elemente nicht angenommen werden.[1]) Und endlich läfst sich der Ursprung der organischen Körper mittels dieser Hypothese nicht erklären. Wie mir scheint, liegt in Ploucquets Worten nicht diejenige schroffe Ablehnung Kants, die Bornstein darin sieht. Den grundlegenden Differenzpunkt zwischen ihm und mir bildet die Interpretation des Satzes: ‚Evolutio systematis mundani ex hac hypothesi omnino explicari posset‘ (Expos. § 169). Bornstein bezieht ‚ex hac hypothesi‘ auf den acc. c. inf. des Vordersatzes ‚elementorum existentiam . . . pendere ab immediata Dei operatione‘ und interpretiert: der Autor (Kant) gesteht zu, dafs die Elemente der Materie von Gott stammen. Wozu dann weitere fruchtlose Mühe? Die evolutio systematis mundani könnte doch schon aus dieser Hypothese (dafs die Elemente von Gott stammen) erklärt werden. Demnach lehnt also Ploucquet Kants Annahmen als überflüssig ab. Es erscheint mir nun nicht wahrscheinlich, dafs Ploucquet die Lehre, dafs die Elemente von Gott stammen, als Hypothese bezeichnet habe. Diese Sache stand für ihn unzweifelhaft fest. Dann aber bezieht sich ex hac hypothesi auf Kants Lehre, und Ploucquet meint, die evolutio systematis mundani könne durchaus (omnino) mit Kants Hypothese erklärt werden, wenn nicht vieles zu ihrer Erhärtung Erforderliche noch fehlte (deficiunt autem adhuc multa ad veritatem ipsam requisita). Also nicht überflüssig, sondern nur nicht völlig bewiesen scheinen Ploucquet Kants Annahmen. Er nimmt daher eine vorsichtig kritische Haltung ein, ohne sich dem Eindrucke der interessanten und vom Standpunkt der Theologie unanfechtbaren Meinung des celeberrimus Kant zu verschliefsen. Auch darin mufs ich Bornstein widersprechen, dafs es Frömmigkeitsgründe gewesen seien, die zuletzt Ploucquets ablehnende Haltung gegen Kant bestimmt hätten. Das Gegenteil ergibt

[1]) Diese leugnet er also mit Leibniz und Wolff. cf. Expositiones §§ 138—142.

§ 169 der ‚Expositiones', wo Ploucquet ausdrücklich anerkennt, dafs Kant die immediata operatio Dei nicht eliminiere.

Es verbleibt uns noch, Ploucquets Ansicht von der Entstehung der organischen Körper darzustellen. Nicht nur in seinen Hauptwerken, sondern auch in einer Anzahl kleinerer Abhandlungen bekämpft Ploucquet den Materialismus, der die organischen Körper aus anorganischer Materie entstanden sein läfst. In der Natur der Materie liege keine Anlage, Organismen zu bilden. Die Materie sei überhaupt für bestimmte Anlagen unempfänglich (Anlage, dispositio, ist dabei nach Ontologie § 167 als status subiecti ad maiorem perfectionem ducens gefafst). Mit der Ablehnung des Materialismus steht Ploucquet ganz und gar auf dem Boden der Wolffischen Schule, für die der Satz ‚omne vivum ex ovo' feststand. Er selbst denkt sich Entstehung und Fortpflanzung der organischen Körper folgendermafsen (Expositiones, Kap. 11). Die ursprüngliche Konstitution der Organismen ist Gottes Werk. Gott hat in der Materie „Maschinen" konstruiert, welche Teile derselben in die bestimmte[1]) Form des Samens bringen. Da mit bestimmten Teilen der von Gott organisierten Materie vires perceptivae verbunden sind, so haftet dem Samen ebenfalls die vis perceptiva an. Ploucquet zog diese Hypothese verschiedenen damals innerhalb der Wolffischen Schule vertretenen Lehren, z. B. der Präformationstheorie G. F. Meiers vor, da sie dem a posteriori bekannten nicht zuwiderlaufe; doch setzte er die einschränkende Bemerkung hinzu: ‚Num vero Deus viam hanc elegerit, cum fiducia asseverare non ausim' (Expositiones § 212).

§ 3. Die Psychologie.

Die Lehre von der prästabilierten Harmonie war der Schlufsstein der Leibnizischen Monadenlehre. Mit ihrer Hilfe erklärte er die Übereinstimmung der Weltbilder in den einzelnen Monaden, die sonst bei der „Fensterlosigkeit" der Monaden ein Rätsel bliebe; denn wie könnte die Monade, die keiner Einwirkung von aufsen fähig ist, die Veränderungen der Zu-

[1]) Aller Same ist praedispositum, sonst würde keine regelmäfsige Ähnlichkeit zwischen den Sprofslingen und den samenhegenden Körpern statthaben.

stände in den anderen Monaden, das sind die Vorstellungen derselben, wahrnehmen? Gott hat es von vornherein so eingerichtet — lautet die Antwort Leibnizens —, dafs die Vorstellungen, welche die Monade ganz aus sich produziert, den Vorstellungen aller übrigen entsprechen. Einen speziellen Fall der prästabilierten Harmonie fand er in dem Verhältnis von Leib und Seele. Damit trat er in Gegensatz zu der alten naiven Behauptung einer physischen Wechselwirkung zwischen Leib und Seele und bildete den Occasionalismus in der Weise fort, dafs er an die Stelle eines jedesmal körperliche und geistige Veränderungen einander anpassenden Eingreifens eine einmalige und ursprüngliche Wirkung Gottes setzte. Dafs Wolff die prästabilierte Harmonie auf das Verhältnis von Leib und Seele beschränkte, ist wohl begreiflich, da er die Vorstellungskraft nur einem Teile der Monaden zugeschrieben wissen wollte. Aber auch innerhalb dieser Schranken legte er kein sonderliches Gewicht auf diese Hypothese.[1]) Gerade seine schwankende Haltung war es nun, die den Blick auf die prästabilierte Harmonie lenkte: den einen hatte er zu wenig gesagt, den anderen zu viel. So entstand der Streit um die prästabilierte Harmonie, der in den ersten 5 Jahren seiner Dauer (1720—1724) der Leibnizischen Idee zum Sieg zu verhelfen schien, aber dann von 1724—1735 der Theorie des influxus physicus in neuer Gestalt die Oberhand verschaffte. Von der alten Theorie des influxus physicus, die zwei völlig heterogene Substanzen aufeinander wirken liefs, unterschied sich die neue insofern, als sie mit Leibniz die Körpermonaden ebenso wie die Seelenmonaden als vorstellende Wesen betrachtete, so dafs die Annahme einer Wechselwirkung keine Schwierigkeiten mehr machte. Das abschliefsende Werk schrieb Kants Lehrer Martin Knutzen in Königsberg (systema causarum efficientium). Seit seinem Erscheinen 1735 vertrat die Wolffische Schule den influxus physicus fast ausnahmslos.

Es wird uns somit nicht wunder nehmen, auch in Ploucquet, dessen philosophische Wirksamkeit erst 12 Jahre nach dem Streite begann, einen Gegner der prästabilierten Harmonie

[1]) cf. B. Erdmann, M. Knutzen und seine Zeit, 1876, S. 64 und 66.

zu finden. Wir haben nach dem Gesagten keinen Grund, die Mitteilung Bornsteins zu bezweifeln, schon die ‚primaria monadologica capita' hätten die prästabilierte Harmonie verneint. Die späteren Hauptwerke Ploucquets bestreiten sie jedenfalls. Freilich läge die Vermutung nicht so ganz fern, Ploucquet habe nicht immer so gedacht, in seinen Studienjahren wenigstens habe er unter anderen Einflüssen gestanden. Sein Lehrer Canz wandelte ja — wie es in Conzens „Andenken" 1790 hiefs — in den Fufsstapfen Bilfingers, und Bilfinger war der eifrigste Verteidiger der prästabilierten Harmonie gewesen. Allein Canz dachte in diesem Punkte selbständiger und vertrat eine Anschauung, die sein Schüler Ploucquet später als Kompromifs zwischen der harmonia praestabilita und dem influxus physicus bezeichnete. (Expos. § 543.) Ganz ist auch Ploucquet niemals ein Anhänger des influxus physicus geworden. Er gehörte mit Canz zu den wenigen Wolffianern, die nach 1735 Ausnahmen bildeten; damit soll indes nicht gesagt sein, dafs er in diesem Punkte völlig mit Canz übereinstimmte. Er stellte im Kompendium eine ‚opinio mea' der ‚opinio Canzii' gegenüber.

Diese seine Meinung läfst sich in folgende Sätze zusammenfassen: Die Seele ist substantia uniprincipialis, aber dieses Prinzip hat zwei Seiten: eine intellektive und eine sensitive. Principium sui manifestativum non excludit virium pluralitatem, multo minus diversa eiusdem virtutis exercitia. (Expositiones § 551.) Vermöge der sensitiven Seite wirkt die Seele auf den Leib und empfängt Wirkungen von ihm, ohne dafs sie derselben materiellen Natur zu sein braucht. Diversitas naturae substantiarum nec ponit nec excludit mutuas actiones. (Expos. 552.) Wenn ein Objekt ein äufseres Sinnesorgan reizt, so vermitteln die Fibern den Reiz zur sensitiven Seite der Seele, welche dadurch determiniert wird. Da die Seele sich selbst empfindet, empfindet sie sich samt den Modifikationen, die von aufsen verursacht werden. Will die Seele auf äufsere Objekte wirken, so lenkt sie kraft ihrer sensitiven Seite den Organismus so, dafs die erwünschte Bewegung erfolgt. Eine virtus sui motiva ist ihr deshalb zuzuschreiben, doch wird damit die Spiritualität der Seele nicht aufgehoben. (Expos. §§ 544—554.)

Ich kann nicht mit Bornstein finden, dafs Ploucquet damit den influxus physicus in seinem ganzen Umfang angenommen

habe, und schliefse mich vielmehr der Auffassung Dessoirs an, der Ploucquets Lehre als seelischen Dualismus bezeichnet und dann fortfährt: „Ploucquet hätte ohne Schaden die Hypothese des natürlichen Einflusses annehmen können; denn die eigentliche Schwierigkeiten des influxus physicus leugnet er ja schlechthin. (Diversitas naturae substantiarum nec ponit nec excludit mutuas actiones, Expos. § 552). Bei der letzten Folgerung bedenkt aber Dessoir nicht, dafs die Theorie des influxus physicus für Ploucquet aus anderem Grunde unannehmbar war. Knutzen hatte seine Lehre aus der echt Leibnizischen Monadologie entwickelt. Da Ploucquet diese Grundlage nicht anerkannte, mufste er konsequent die darauf erbaute Theorie Knutzens verwerfen. Mit voller Deutlichkeit spricht er dies in ‚Principia' § 495 aus: ‚Ex erroneo monadologiae Leibnizianae conceptu ortae sunt aliae hypotheses influxum physicum ex ipsis principiis monadologicis adstruere conantes, sed irrito conatu'.

Es mufs aber noch der Entwickelung gedacht werden, die Ploucquet in der Frage nach dem Verhältnis zwischen Leib und Seele durchgemacht hat. Dessoir hat darauf aufmerksam gemacht, dafs Ploucquet in den ‚Expositiones' anders lehre als ehemals in den ‚Principia'. Wir haben soeben den Standpunkt bezeichnet, den Ploucquet schliefslich und die längste Zeit vertrat, und wenden uns nun dem früheren zu. In den ‚Principia' äufserte er sich folgendermafsen: ‚Deus repraesentat sibi realiter omnes spiritus ut cogitantes hoc vel illo modo et systematice in suis ideis connexos. Repraesentat itidem sibi universum corporeum. Dum igitur Deus spiritibus vel entibus percipientibus vult manifestare hunc mundum materialem, exsequitur suam voluntatem per repraesentationem realem convenientissimi nexus inter res immateriales et materiales'. (§ 497.) Alle Beziehungen zwischen der Seele und der Körperwelt ruhen also auf der Verknüpfung beider in der göttlichen Vorstellung. An zwei Beispielen veranschaulicht Ploucquet diese These. Wenn ich in einem bestimmten Augenblick die Sonne leuchten sehe, so hat Gott gewollt, dafs meiner Seele gerade diese Beziehung der Sonne zum Sinnesorgan offenbar werde, und sich meine Seele zugleich mit dem Eindruck der Sonne auf das Auge vorgestellt. Wenn ich die Hand ausstrecken

will und sie sich wirklich ausstreckt, so hat sich Gott meine wollende Seele zugleich mit der wirklichen Ausstreckung der Hand vorgestellt. Damit aber bot Ploucquet die occasionalistische Lösung des Problems, nur dafs er die Wirksamkeit Gottes näher als verknüpfende Vorstellung bestimmte.

Zwischen den ‚Fundamenta' 1759 und den ‚Institutiones, 1772 vollzog sich die Wandlung zu dem späteren Lehrtypus.[1]) Über den Grund zu der Wandlung spricht sich Ploucquet selbst nicht aus. Wir dürfen aber wohl vermuten, dafs ihn das principium luctae zur Annahme zweier Seiten der menschlichen Seele, ebenso wie auf den Dualismus in der göttlichen Vorstellung (cf. S. 50) geführt habe. Sodann mag auch eine Vertiefung seiner psychologischen Studien die Wandlung mit verursacht haben; denn die neue Lehre stellt in höherem Grade eine psychologische Hypothese dar als sein früherer theologischer Occasionalismus. Das führt uns auf Ploucquets sonstige psychologischen Leistungen.

Ploucquet hat in seiner dissertatio de studio psychologico 1758 die These aufgestellt, dafs die Psychologie kein Teil der Metaphysik sei, und hat sie mit Crusius lieber zur Physik gerechnet. Trotzdem müssen wir Dessoir recht geben, wenn er Ploucquet neben Reimarus, von Creuz, Eberhard, Tiedemann u. a. unter die rationalen Psychologen des 18. Jahrhunderts zählt. Die Metaphysik des Kompendiums enthält von der zweiten Auflage an einen besonderen Teil de homine mit wesentlich psychologischem Inhalt. Allerdings hat sich Ploucquet, wie in den ‚Principia' besonders das Kapitel ‚de origine sensationum' und in den ‚Expositiones' das Kapitel ‚de facultatibus animae humanae' zeigen, mit Sinnesphysiologie, speciell mit den Gesichtsvorstellungen, eingehend beschäftigt; Sommer erblickt hierin sogar eine Quelle des Ploucquetschen Idealismus. Allein Existenz und Wesen der Seele stehen für Ploucquet a priori fest; er beschreibt nicht ihre Fähigkeiten und Zustände auf Grund experimenteller Beobachtung, sondern deutet sie alle als vires perceptivae. (Expos. § 396.) Zwei Beispiele statt vieler! ‚Voluntas' — heifst es Expos. § 438 — ‚est facultas

[1]) Irrtümlich behauptet Bornstein S. 21, Anm. 3, dafs die Wandlung Ploucquets zum erstenmale 1775 in der diss. de hylozoismo entgegentrete.

producendi tendentiam virium intellectionis ad percipiendum actum'. ‚Affectus definitur, quod sit perceptio motuum intestinorum ex imaginatione boni vel mali maioris ortorum'. (§ 491.) Demnach ist es nicht möglich, ihn den naturwissenschaftlichen Psychologen jener Zeit anzureihen, unter denen Dessoir Hissmann, Krüger, Lossius, Irving, Platner u. a. nennt. Selbst Bornstein, der sich bemüht, Ploucquet möglichst weit von Wolff und seiner Schule abzurücken, mufs zugeben, dafs er in der Psychologie die Bahnen Wolffs wandelte.

Wenn Ploucquet unter den facultates animae in erster Linie den Intellekt als den höchsten Inhalt der menschlichen Seele nennt, wenn er auch den Willen auf den Intellekt zurückführt, wenn er die Immaterialität[1]) und Unsterblichkeit der Seele beweist — so ist alles dies und noch manches Detail seiner Seelenlehre (namentlich Definitionen) gut wolffisch.

In manchen Punkten geht er freilich über Wolff hinaus, ohne dafs jedoch seine Gedanken eine Opposition gegen Wolff bedeuteten. So, wenn er die Präexistenz der Seele für möglich hält (Expos. § 212) und den Tieren sogar Denkvermögen beilegt (Expos. § 660), während sie Wolff (Vernünftige Gedanken von Gott usw. § 869, 870) nach Aristotelischem Vorbild nur mit Einbildungskraft und Gedächtnis ausstattet.

Nur drei Gedanken finden sich in Ploucquets Psychologie, die einen Widerspruch gegen die Wolffische Tradition enthalten. Leibniz hatte zwischen Perzeption und Apperzeption, unbewufsten und bewufsten Vorstellungen, unterschieden, und Wolff hatte diese Unterscheidung rezipiert. (Vernünftige Gedanken usw. § 193). Ploucquet leugnete die blofsen Perzeptionen. Den Zuständen des tiefen Schlafes, Rausches, Schwindels gegenüber, die nach Leibniz die Möglichkeit von perceptiones sine apperceptione beweisen, half er sich in den ‚Principia' (§ 30 f.) mit der Konstruktion, dafs die Seele in diesen Zuständen sich

[1]) Originell ist folgender „Beweis": Wäre die Seele materiell, so würde ein bestimmtes Wort ihr eine bestimmte Bewegung eindrücken, welche eine bestimmte Sinnesempfindung und einen bestimmten Gedanken erregte. Ein anders beschaffenes Wort würde also einen anderen Gedanken hervorrufen: einen anderen das Wort ‚homo', einen anderen das Wort ‚ἄνθρωπος', einen anderen das Wort „Mensch". Expos. § 509.

wohl ihrer selbst bewufst sei, aber nach dem Erwachen sich nicht mehr daran erinnere.

In der Wolffischen Schule galt ferner der Satz, dafs die Seele nur eine Grundkraft habe, da ein einfaches Ding nur eine Kraft haben könne. (Vern. Ged. § 125.) Gegen diese These stritten Feder und Ploucquet, letzterer besonders in der Schrift ‚de natura et mensura virium derivativarum' 1771, wo er erklärt, dafs sehr wohl verschiedene Kräfte, die einander nicht ausschlössen, demselben Subjekt innewohnen könnten, und als Beispiel anführt: ‚Vis visus non est vis auditus neque visus ulla ratione ad auditum reduci potest'. So schreibt er dem Menschen vires motivae, sensitivae, imaginativae, intellectivae u. a. zu. Auch seiner Fassung der Seele als substantia sensitivo-intellectiva (Expos. 18) liegt die Annahme zugrunde, dafs die Kraft der Seele keine einheitliche sei, und zwar erscheint hier die Pluralität der Kräfte auf eine Zweiheit reduziert.

Endlich wandte sich Ploucquet mit Eberhard gegen die von Wolff angebahnte Psychometrie, aus dem Grunde, weil der Begriff der Zahl auf intensive Gröfsen nicht anwendbar sei ... ‚ne forma intensionis confundatur cum forma multitudinis et extensionis'. (Expos. § 124.) ‚Inter gradus virium eiusdem subiecti non datur analogia mathematica'. (§ 130.) Der Italiener Pascall Galluppi berief sich für den gleichen Standpunkt ausdrücklich auf Ploucquet.[1])

Sonst hat Plouequets Psychologie besonders auf Abel[2]) Einflufs geübt. Dieser änderte unter dem Druck von Ploucquets Kritik die eigene Lehre, wonach die Kraft der Seele von Nerven und Fibern abhängig sei. Diese Anschauung bestritt Ploucquet als Materialismus, den er überhaupt zu bekämpfen nie müde wurde. Unter seinen Abhandlungen findet sich eine ganze Reihe gegen die älteren und die neueren Hylozoisten, wie er die Franzosen Robinet und Bonnet bezeichnete. Ebenso wandte er sich im Kompendium (Expos. § 480 ff.) gegen die Meinung „gewisser neuerer Philosophen", dafs im Kleinhirn so viele

[1]) Itelson, Archiv für Geschichte der Philosophie III, S. 287.
[2]) Minor, a. a. O. I, S. 197 ff.

Fasern und Fasernbündel seien, als es verschiedene sinnlich oder geistig wahrnehmbare Objekte gebe, und also aufser den fibrae sensitivae noch fibrae intellectivae, volitivae, imaginativae usw. angenommen werden müfsten, die auf einen Reiz von seiten der Seele oder äufserer Objekte hin reagierten (fremunt) und nach mechanischen Gesetzen sich bewegten. Ploucquet bestreitet erstlich, dafs die Menge der Gehirnfasern der Menge der Objekte entspräche. Das sei ebenso absurd, als so viele Ohren zu forden, als es Töne gibt. Und zweitens bestreitet er, dafs es intellektive usw. Gehirnfasern gebe. Eine solche Faser wäre doch etwas Materielles. Das Denken ist aber niemals Sache der Materie. Ferner ist der Akt des Denkens stets der gleiche, ob ich eine Zahl, eine moralische Wahrheit oder sonst etwas denke. Das widerspricht aber der Mehrzahl von Denkfasern, welche die Gegner annehmen. Er selbst lehrt folgendes über das Verhältnis von Seele und zentralen Sinnesorganen: So oft eine sinnliche Empfindung auftritt oder Gedächtnis oder Phantasie tätig sind, vollziehen sich Bewegungen in den inneren Sinnesorganen (= ideae materiales). Wenn wir aber Begriffe bilden, entsprechen die ideae materiales nur den sinnlichen Bildern, die mit allen Begriffen verbunden sind, nicht aber ihrem geistigen Gehalt (Expos. § 478 f.).

Wenn Dessoir (a. a. O. S. 268) schreibt, auch Mendelssohns Phädon eifere in der näheren Ausführung der Argumente Ploucquet nach, so darf das nicht so verstanden werden, als habe Mendelssohn psychologisches Gut von ihm entlehnt. Den Beweis der Unsterblichkeit der Seele aus ihrer Einheit, die eine Auflösung in substantiale Teile nicht gestatte, teilte er doch nicht nur mit Ploucquet; jener stammte aus der Rüstkammer der Leibnizisch-Wolffischen Philosophie überhaupt. Der eigentümlich-Ploucquetische Beweis für die Unkörperlichkeit der Seele (cf. S. 57) findet sich dagegen nicht bei Mendelsohn. Entlehnt hat dieser, wie er im Anhang zu seinem Phädon 1768 erklärt, nur einen Satz der Ploucquetischen Ontologie — „den Satz, den Herr Ploucquet so schön ausgeführt: dafs viele geringere Grade zusammen keinen stärkeren Grad ausmachen".

„Im übrigen" — schliefst Dessoir seinen Abschnitt über Ploucquet — „hat seine ganze Psychologie eine nennenswerte

Wirkung auf die Entwickelung unserer Wissenschaft nicht ausgeübt."

§ 4. Die Theologie.

Alle die Lösungen, die Ploucquet den metaphysischen Problemen seiner Zeit gab, zeigten uns die theologischen Wurzeln seines Geisteslebens.

Wir können uns bei der Beantwortung der Frage nach dem Verhältnis der Theologie Ploucquets zur Wolffischen Richtung recht kurz fassen. Es ist nicht mehr zu sagen, als dafs Ploucquet in dieser Beziehung ein treuer Schüler Wolffs war. Wenn Wolff sein Hauptwerk, die „Vernünftigen Gedanken von Gott usw." mit dem Kapitel „Gott" beschliefst, während Ploucquet die Darstellung seiner Metaphysik mit dem Kapitel „de existentia Dei" beginnt, so fällt auf diesen Unterschied darum gar kein Gewicht, weil sachlich ebenso für Wolff wie für Ploucquet Gott das Fundament alles Seins war. Die wichtigsten Gottesbeweise, die Ploucquet vorbringt, sind der ontologische und der kosmologische — ganz ebenso hatte Wolff in der theologia rationalis die Existenz Gottes zu erweisen versucht; mit Wolff rezipiert Ploucquet die Leibnizische Lehre von der besten der Welten, die Leibnizische Theodicee. Die Halbheit der Wolffischen Stellung zu Offenbarung und Wundern schimmert auch bei Ploucquet durch, wenn er sich auch noch viel vorsichtiger äufsert als Wolff. Mehr als dieser betont Ploucquet in seiner Bejahung der Offenbarung und Wunder das Zeugnis der heiligen Schrift; aber auch sein criterium, ob das Wunder ad confirmandam veritatem tendiere, ist rationalistisch gefärbt. Wie Pfleiderer[1]) nachweist, hat erst Reimarus 1774 den geschichtlich notwendigen Schritt vom unklaren und halben zum ganzen und radikalen Rationalismus getan. Das Beispiel Ploucquets hilft die negative Seite dieses Satzes bestätigen; auch er ist über den halben Rationalismus nicht hinausgekommen; man könnte sogar sagen, dafs er noch dogmatisch gebundener dastehe als Wolff.

Es sei erinnert an die rein theologische Färbung seiner Unsterblichkeitslehre (Kap. 25 des Kompendiums). Es verträgt

[1]) Geschichte der Religionsphilosophie, 1893.

sich nicht, führt er aus, mit der Bestimmung der Menschenseele, spiritus creatorem agnoscens et moralitatis capax zu sein, dafs Gott sie nur für den kurzen Zeitabschnitt des irdischen Lebens geschaffen habe, in dem kaum die Augen des Geistes aufgehen. Sie ist vielmehr unsterblich. Es genügt aber nicht, der Seele nach dem Tode des Körpers das principium intellectivum zuzuschreiben; sie mufs auch das principium sensitivum haben, mit dem sie die materielle Welt wahrnimmt. Sonst müfste sie ja auf die Anschauung der göttlichen Vollkommenheit verzichten, die sich in der materiellen Welt offenbart. Dazu schafft sich die Seele ein neues Sinnesorgan, indem sie einen gewissen feinen Stoff (materias quasdam subtiliores) anzieht. Zu dieser Hypothese wurde Ploucquet durch die neutestamentliche Lehre vom zukünftigen Leib geführt, wie die Zitate bezeugen.

Den altdogmatischen locus de providentia specialissima verteidigt er (Expositiones § 311 ff.) gegen mehrere Einwände durch theologische Argumente.

Ganz theologischen Charakter trägt auch Ploucquets Erklärung des Ursprungs der Sprache, mit der er gelegentlich eines Preisausschreibens der Berliner Akademie Herder unterlag. Da die heilige Schrift berichte, Gott habe mit den Menschen im Urzustand gesprochen, so sei allen anderen Erklärungsversuchen die Annahme vorzuziehen, dafs die Menschen durch Nachahmung Gottes die Sprache erlernt haben. Dafs die von Gott vorgesprochene Sprache sich auch für die menschlichen Sprachorgane eignete, erklärt Ploucquet aus Akkommodation Gottes an diese Organe. (Expos. Kap. 24.)

Völlig theologisch ist auch seine Behandlung der Frage nach Umfang und Dauer des Universums. Man sollte meinen — führt er im 12. Kapitel der Expositiones aus — dafs in einer Welt unendlichen Umfangs Gottes Macht, Weisheit und Liebe vielmehr zum Ausdruck kommen würde als in der bestehenden Welt und deshalb die Erschaffung einer unendlichen Welt begreiflicher wäre. Allein Gott wird eine besondere Absicht verfolgt haben, als er eine Welt mit beschränktem Umfang einer unendlichen vorzog. Und damit ist diese Frage erledigt. Auch für die ewige Dauer der Welt liefsen sich Gründe finden. Gottes Ewigkeit bedeute, dafs alles, was er denke, für ihn

gleichzeitig sei. Damit sei aber jede Wirkung Gottes nach aufsen mit einem ersten Anfang, also auch eine Erschaffung der Welt durch den göttlichen Gedanken in einem bestimmten Zeitpunkt ausgeschlossen. Gegen dies Argument führt Ploucquet zunächst ins Feld, dafs in Gott zwar keine successio statuum stattfinde, wohl aber eine successio activa. Und dann erst folgt der innre philosophische Einwand, dafs ein Ding nicht zugleich ewig sein und den Grund seiner Existenz nicht in sich haben könne.

Wie eine dreiteilige Predigtdisposition klingt Ploucquets Antwort auf die Erage: Wie vereinen sich die Leiden der Welt mit Gottes Vorsehung? Das malum physicum entsteht: 1. entweder aus dem moralisch Bösen — dann zeigt sich gerade in ihm die göttliche Providenz. Oder es ist 2. ein status exploratorius. Und endlich 3. bedenke man: consilia Dei non sunt perscrutabilia. (Expos. § 315). Es fehlt der Leibnizische Gedanke, dafs das physiche Übel dem Guten dient, sofern es uns wertvolle Güter verschafft oder gröfsere Übel abwendet.

Auch die Rechtfertigung des moralischen Übels trägt bei Ploucquet viel mehr theologisches Gepräge als in der Leibnizischen Theodicee. Leibniz begründet das sittliche Übel metaphysisch: die Kreatur kann nicht schlechthin vollkommen, also auch nicht moralisch vollkommen sein. Er betrachtet es philosophisch auf Grund seiner lex continui, nach der es in der Welt keine Art- sondern nur Gradunterschiede gibt, als ein geringeres Gutes. Ploucquet bewegt sich hingegen wiederum in rein theologischen Gedankenkreisen; er führt im 17. Kapitel der ‚Expositiones' folgendes aus: Das Böse entsteht aus dem Mifsbrauch der Freiheit, die Gott den Geistern gelassen hat, da er liebt und geliebt sein will, Liebe aber nur in Freiheit möglich ist. Gleichwohl kann man nicht sagen, Gott lasse das Böse zu; denn er hat weder agendo (da sein Wille unendlich gut ist), noch omittendo (da er durch Offenbarung seines Willens und Verleihung moralischer Kraft dem Bösen moraliter entgegentritt) etwas zum Bösen beigetragen. Der Mifsbrauch der Freiheit erfolgt aus Unachtsamkeit gegenüber Gottes Willen, aus Lust, das Gegenteil zu probieren, aus der Triebkraft der Sinne und Einbildung. Dazu kommt zuweilen als erleichternder Umstand, dafs der Geist die Folgen des moralisch Bösen noch nicht an

anderen beobachtet hat. — Gott hebt nun das Böse nicht auf d. h. er macht es nicht unmöglich; denn es ist nötig: a) ex parte creaturae. Bei physischer Verhinderung des Bösen kann keine Tat als gut gelten. Ja, die zu erstrebende Vollkommenheit besteht in der Überwindung des Bösen (Versuchungen). b) ex parte Dei. Gottes Liebe offenbart sich, indem er Kräfte gegen das Böse verleiht und indem er aus dem malum morale das malum physicum folgen läfst, wodurch er die Geister erzieht. Wenn die Menge des Guten auch die Menge des Bösen übertrifft, so hat Gott doch die Welt nicht ganz ohne Böses schaffen wollen, weil eine Welt, in der kein Böses zu kompensieren wäre, Gottes weise und liebevolle Leitung weniger deutlich zeigte und folglich nicht so gut wäre wie die jetzige.

Auch die Kontroverse Ploucquets mit Kant hatte für die Fortentwickelung des theologischen Rationalismus keine Bedeutung. Kant hatte 1762 seinen „einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes" veröffentlicht und in dieser Schrift Gottes Existenz aus dem Begriff der absoluten Existenz hergeleitet: dasjenige Wirkliche, durch dessen Aufhebung auch alle Möglichkeit aufgehoben sein würde, ist ein schlechthin Notwendiges. Dagegen schrieb Ploucquet eine Abhandlung, „die den Scharfsinn Kants bewundert, aber die angefochtenen Beweise aus der Idee und Kontingenz der Welt denen er immer die schönsten Wendungen zu geben sucht, mit Nachdruck verteidigt". (Conz a. a. O.)

Den Schüler Maichels und Pfaffs erkennt man aus der Abhandlung ‚de momentis philosophiae contemplativae in practicis' 1778, wo er in § 55 die Anhänger verschiedener Religionen und Konfessionen zu brüderlicher Eintracht ermahnt. Weder aus der Bibel noch vor dem Forum der Vernunft seien Streit und gegenseitige Verfolgung wegen religiöser Differenzen zu rechtfertigen.

Schlufs.

Gehört Ploucquet zu den Wolffianern? Man hat dies verneint; wenigstens im strengen Sinn will man ihn nicht als einen solchen gelten lassen. Es sei ein nicht geringzuschätzendes Symptom, dafs der Name Wolffs in seinen sämtlichen systematischen Schriften auch nicht ein einziges Mal erwähnt werde. Das ist erstlich nicht ganz richtig — der Name „Wolff" findet sich Elementa S. 183, 188, Expositones S. 151 — und zweitens kein stichhaltiges Argument, wenn man bedenkt, wie überraschend selten der Name Leibnizens in dem Hauptwerk des völlig auf Leibnizischer Grundlage arbeitenden Wolff vorkommt.

Zunächst heifst es zu weit gehen, wenn man behauptet, in der Erkenntnistheorie sei von einem Einflufs Leibnizens und Wolffs nicht die Rede. Es mag sein, dafs Ploucquet in der Skepsis weiterging als Wolff — „skeptische Elemente finden sich bei jedem scharfsinnigen Philosophen" (Falkenberg) — das Grundgepräge der Ploucquetischen Philosophie ist der dogmatische Rationalismus der Leibniz-Wolffischen Schule, der bei ihm — wiederum ganz wie bei Wolff — durch Erfahrungstatsachen gestützt wird. Den unbefangenen Leser mufs Ploucquets überwiegend aprioriscbe Art der Beweisführung, die Herrschaft der Sätze vom Widerspruch, vom zureichenden Grund, von der identitas indiscernibilium fortwährend an Leibniz und Wolff erinnern.

Die Ontologie Ploucquets stimmt mit der Wolffs fast völlig überein, in der Metaphysik steht er auf den Schultern von Leibniz und Wolff. Dieses schon von Prantl in der allgemeinen deutschen Biographie ausgesprochene Urteil scheint mir durch nichts erschüttert zu sein.

Aber wir fanden auch von Wolff unterscheidende Züge. Vor allem in der Logik ging Ploucquet eigene Wege, und in der Metaphysik ist der Wolffianismus nur der eine Faktor seines Systems; der andere ist seine theologische Denkart. Alle Probleme — ob sich's nun um den Ursprung der Substanzen oder der Materie, um die Bildung der Weltkörper oder der organischen Körper, um die Entstehung der Sprache oder sonst etwas handelt — alle Probleme werden durch Annahme direkter oder indirekter göttlicher Wirksamkeit gelöst.

Bornstein gibt zu, dafs Gott im Mittelpunkt des Ploucquetschen Systems stehe, und erklärt dies aus Einwirkung von Malebranche; speziell soll die visio realis von Malebranche entlehnt sein. Mir erscheint dies eine gesuchte Konstruktion; viel näher liegt es, Ploucquets theologisches Studium auch hierfür als Quelle anzunehmen. Auf den ersten Blick darf man seinen Begriff der providentia specialissima, seine Schriftbeweise, seine Hypothese vom Leben nach dem Tode und sehr viel anderes als theologisches Erbgut ansprechen. Die Wurzel der visio realis ist die spätjüdische Lehre von Gottes schöpferischer Weisheit, die im johanneischen Logos ihre neutestamentliche Gestalt erhalten hat. Interessant ist zu beobachten, dafs Ploucquet als philosophischer Neuling seinen theologischen Ursprung weniger bekannte als der spätere gefeierte Philosoph. Die vielen biblischen Beispiele, besonders in den logischen Schriften, erklären sich nicht nur aus Anpassung an seine theologischen Hörer an der Tübinger Universität. Denn sie finden sich ebenso und zum Teil zuerst in den logischen Streitschriften, die für die Gelehrtenwelt bestimmt waren, und gingen von da aus in das Kompendium über. „Er war ein christlicher Philosoph" — in dieses Prädikat fafst Conz am Schlufs seine begeisterten Lobsprüche zusammen. Damit war er seinem Leipziger Kollegen Crusius an die Seite gerückt, der freilich im antiwolffianischen Lager die Führung hatte, aber ebenso Vernunft und Offenbarung in Einklang brachte. Schon bei Lebzeiten Ploucquets wurde das ausgesprochen. Im Jahre 1777 erschien im Schwäbischen Magazin von gelehrten Sachen die schon zitierte „Abhandlung, dafs die übersinnliche Leiber- und Geisterlehre des Herrn Professor Ploucquet in Tübingen unter allen bisher bekannten Lehrversuchen der

neueren Weltweisen der in der heiligen Schrift enthaltenen Naturlehre am nächsten komme". Hier wird ausdrücklich betont, dafs Plouequets philosophische Anschauungen sich immer mehr vervollkommnen, und der Grund dieser Vervollkommnung in seiner Anpassung an Bibel und Kirchenlehre gesucht.

Zum Schlufs noch ein Wort über die Wirkungen, die von Plouequet ausgingen. Er hinterliefs tiefe Eindrücke im Geiste derer, die ihm näher traten. Schüler wie Holland, Conz, Closs und die unbekannten Mitarbeiter an Zeitschriften wie dem Schwäbischen Magazin, die für ihn die Feder ergriffen, bezeugen es; sie reden in Worten höchster Verehrung von dem berühmten Meister, ja sie treten mit Leidenschaft für ihn ein. Die meisten Anerkennungen erntete er in seiner schwäbischen Heimat. Das „Ausland" verkenne ihn — klagt der Schwäbische Zustand 1781 S. 358 und spielt vor allem auf die S. 15 erwähnte Kritik in den Göttingischen Anzeigen an. Dem gegenüber aber steht die Tatsache, dafs Plouequet sogar in Holland warme Verehrer hatte. Der obengenannte Closs, ein Mediziner aus Württemberg, hat seinen Namen hier heimisch gemacht und den Utrechter Buchhändler Barth. Wild zur Herausgabe einer Sammlung Plouequetscher Abhandlungen — commentationes philos. selectiores 1781 — vermocht. Immerhin scheint sich seine Wirksamkeit in der Hauptsache auf sein engeres Vaterland beschränkt zu haben. Hier verschaffte er, wie Conz sagt, der Leibnizisch-Wolffischen Philosophie „mehrere Ausbreitung und erweiterten Umlauf, der auch in die Theologie wohltätigen Einflufs hatte". Gerade den letzten Punkt betont Ritschl in seiner Geschichte des Pietismus; er sieht die Ursache von dem Einzug der Aufklärung in die Württembergische Kirche darin, dafs die jungen Theologen seit 1750 40 (eigentlich 32!) Jahre lang durch die Schule Plouequets gingen und dafs vor allem Gottfried Griesinger, der 1786 Konsistorialrat in Stuttgart wurde, Plouequets Schüler war. Nicht als wenn Plouequet direkt Gedanken des theologischen Rationalismus verbreitet hätte — er vertrat ja persönlich den Standpunkt der pietistischen Orthodoxie; aber er bahnte der Aufklärung, „so gewifs dieselbe ihre Wurzeln in der Wolffischen Philosophie hatte", den Weg durch die Unterweisung der jungen Theologen in der Wolffischen Philosophie. Das hatten ja vorher schon Bilfinger und Conz

besorgt; aber der erste lehrte nur kurze Zeit an der Tübinger Universität, und der zweite arbeitete unter beständigem Gegendruck von seiten theologischer Antiwolffianer wie Pfaff. Plouequet erfuhr solche Gegenwirkungen nicht mehr.

Wie kommt es nun, dafs dieser einst so gefeierte und wirkungsreiche Mann im 19. Jahrhundert vergessen wurde und auf die Fortentwickelung der philosophischen Wissenschaft keinen wesentlichen Einflufs geübt hat? Die Antwort liegt in zwei Namen: Kant und Hamilton. Der Letztere hat auf logischem Gebiet zum Abschlufs gebracht, wofür Plouequet die prinzipiellen Grundlagen geschaffen hatte, und damit allein die Früchte geerntet, die seinem Vorgänger billigerweise mit zukamen. Und Kant hat wie alle Metaphysik jener Zeit auch die Metaphysik Plouequets hinweggefegt. Schon Conz fügt der Erörterung der Verdienste Plouequets um das Leibniz-Wolffische Lehrgebäude gleichsam entschuldigend hinzu: „An eine kritische Untersuchung über das Recht, dies Gebäude so aufzurichten, konnte damals noch nicht gedacht werden." Und Schlichtegroll bedauert, „dafs dieser systematische Philosoph die merkwürdige Erscheinung der kritischen Philosophie nicht mehr in der vollen Schärfe seiner Geistes erlebt hat." Die Späteren aber vergafsen ihn einfach über dem gröfseren Philosophen, dessen „Kritik der reinen Vernunft" eben erschienen war, als der Geist des ehemaligen Schwarzwaldpfarrers nach langer redlicher Gedankenarbeit seine Schärfe verlor.

Lebenslauf.

Ich, Karl August Aner, Sohn des verstorbenen Steuerinspektors Karl Gustav Aner und seiner Gattin Marie geb. Schlichting, wurde am 11. April 1879 zu Greiz in Thüringen geboren. Ich bin evangelischer Konfession. Von 1888 bis 1897 besuchte ich das Fürstliche Gymnasium in Schleiz und erhielt daselbst am 27. März 1897 das Reifezeugnis. Ich studierte Theologie, zuerst zwei Semester an der Universität Leipzig, dann drei Semester in Greifswald und zuletzt wieder zwei Semester in Leipzig. Vor der Königlichen Prüfungskommission für Theologen zu Leipzig bestand ich am 31. Juli 1900 die Prüfung pro candidatura et pro licentia concionandi. Darauf war ich ein Jahr lang Institutslehrer an der Knabenanstalt der Brüdergemeine zu Königsfeld in Baden. Nach dem zweiten theologischen Examen vor dem Fürstlichen Ministerium in Gera am 4. Februar 1902 wurde ich als Pastor in Gera angestellt. Ostern 1904 trat ich in den höheren Schuldienst über. Ich war zunächst ein Jahr lang Hilfslehrer am Realgymnasium zu Gera und hörte gleichzeitig philologische Vorlesungen an der benachbarten Universität Jena. Nachdem ich daselbst am 3. Mai 1905 die Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen abgelegt hatte, ging ich an das städtische Gymnasium in Essen, wo ich Ostern 1906 als Oberlehrer angestellt wurde. Am 11. Mai 1907 bestand ich in Bonn eine Erweiterungsprüfung in der philosophischen Propädeutik und im Deutschen für die erste Stufe, am 17. Februar 1909 die mündliche Doktorprüfung.

Herrn Geheimrat Professor Dr. Erdmann in Bonn verdanke ich die Anleitung zum privaten Studium der Philosophie, sowie die Anregung zu vorstehender Arbeit.